1,80 DM / Band 567
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Barbaren in London

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Barbaren in London

John Sinclair Nr. 567

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 16.05.1989

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Barbaren in London

In der Ferne flackerte Licht. Der Widerschein fuhr wie geisterhafte Zungen über das Gesicht des auf dem Rücken liegenden Mannes und irritierte ihn.

Bill Conolly öffnete die Augen.

Du bist tot, dachte er. Erschlagen von den Keulen der Dacs. Der Lichtschein, der deine Augen blendet, kann nur vom Höllenfeuer abstammen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. So also ist es, wenn man gestorben ist.

Das war sein erster Gedanke.

Er wollte sich bewegen, bis er merkte, daß es ihm weder an den Händen noch an den Füßen gelang. Man hatte ihn gefesselt. Die Stricke oder was immer es sein mochten, umklammerten die Hand- und die Fußgelenke. An ihren anderen Enden waren sie mit Pflöcken verbunden, die kniehoch aus dem Boden ragten.

Gab es in der Hölle Fesseln?

Daran wollte Bill nicht glauben. Also gehörte das Feuer auch nicht in die Hölle.

Er zwinkerte, weil ihm Staubteilchen in die Augen geflogen waren. Dann seufzte er und hörte neben sich die wispernde Stimme der Frau, die er gut kannte. »Willkommen bei den Dacs, Bill!«

Der Reporter überlegte. Es fiel ihm schwer, denn er hatte wahnsinnige Kopfschmerzen.

»Wieso Dacs?«

»Erinnerst du dich?«

»Schlecht.«

»Das merke ich.«

Bill drehte den Kopf nach links. Da lag Jane. Auch sie wirkte wie ein übergroßes X. Man hatte sie ebenso gefesselt wie Bill, auf diese verdammte Art und Weise. Auch wenn sie es gewollt hätte, sie konnte aus eigener Kraft nicht freikommen.

Ihre Blicke begegneten sich. Jane schaffte es sogar, ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern und trotzdem etwas Negatives über ihre Lage zu sagen. »Sieht mies aus, wie?«

»Noch mieser.« Bill hatte Mühe mit dem Sprechen, weil sein Mund trocken, war.

»Von allein kommen wir hier nicht frei, und ein Retter scheint nicht in der Nähe zu sein.«

»Was sollen wir tun?«

»Abwarten.«

Bill lachte trocken, hüstelte und sagte dann: »Wie ich sehe, bist du schon länger wach. Kannst du mir dann auch sagen, wo wir uns eigentlich befinden?«

»Im Lager der Dacs. Gefangen von ihnen und eingerahmt durch gewaltige Bergfelsen.«

»Und das alles in Aibon!« stöhnte Bill.

»So ist es.«

Sekunden verstrichen, in denen die beiden ihren Gedanken nachhingen. Schließlich fragte Bill: »Wie ich dich kenne, hast du noch keine Möglichkeit gefunden, zu entfliehen – oder?«

»Nein.«

»Hast du die Dacs gesehen?«

»Auch nicht. Ich hörte sie nur. Sie haben getanzt und gestampft. Wahrscheinlich bereiten sie etwas vor.«

»Unseren Tod, wie?«
»Das kann hinkommen.«
Bill fluchte leise und erinnerte sich wieder an die schwarzhaarige Hexe, die auf einem weißen Hirsch geritten war. Ihr hatten sie dies alles zu verdanken. »Wo steckt Margareta?«
»Wenn ich das wüßte.«
»Du hast sie also nicht gesehen?«
»Nein, sie ist nicht wieder aufgetaucht, nachdem sie uns in dem zerstörten Dorf allein gelassen hat. Welchen Grund sollte sie auch haben? John Sinclair hat ihr sein Kreuz nicht gegeben. Also hatte sie uns den Dacs überlassen, ihren Feinden.«
»Feinden ist gut…«
»Was meinst du damit?«
»Eigentlich nichts, aber ich muß daran denken, daß alles so einfach aussieht und doch so verflucht kompliziert ist.« Jane hatte John Sinclairs Kreuz erwähnt. Dieser silberne Talisman trug im Prinzip die Schuld an ihrer Misere.[1]
Margareta, die Hexe, hatte diesen Talisman haben wollen. In einer ungewöhnlichen Nacht wo warme Winde den Monat Januar fast zu einem Mai gemacht hatten, da waren auch die Grenzen zwischen der normalen Welt und denen des Landes Aibon verschoben worden, so daß die Magie dieses fernen Druidenreichs Eintritt in die Welt finden konnte.
Mit ihr kam Margareta.
Sie stand plötzlich bei den Conollys im Garten und hatte Bill kurzerhand nach Aibon entführt, jedoch in ein Gebiet, wo Grauen und Tod herrschten, und Bill die Dacs erleben konnte.
An seiner Seite stand Jane Collins, die ebenfalls überrumpelt worden war. Keiner von ihnen wußte, weshalb man sie entführt hatte, bis Margareta mit dem Grund herausrückte. Sie wollte das Kreuz und den Dunklen Gral bekommen – Waffen also, die dem Geisterjäger John Sinclair gehörten. Erst wenn sich diese in ihren Händen befanden, sollte Jane und Bill freigelassen werden.
John Sinclair hatte abgelehnt, das hatte ihnen die Hexe noch gesagt, bevor sie verschwunden war und die beiden Opfer allein in der Hexenwelt zurückgelassen hatte.
Sie waren gewandert und hatten erleben müssen, daß gefährliche Dacs sie überfielen und niederschlugen. Erwacht und gefesselt befanden sie sich im Lager dieser Barbaren, ohne die Chance zu haben, aus eigenen Kräften freizukommen.
»Ihre Prophezeiung scheint sich zu erfüllen!« flüsterte Bill. »Sie kann uns nicht mehr beschützen.«
»Ich weiß nicht, ob sie das überhaupt gewollt hat«, widersprach Jane. »Vielmehr habe ich den Eindruck, als würde sie ihr eigenes

Süppchen kochen.«
»Und das wäre?«
»Keine Ahnung. Vielleicht werden wir es auch niemals erfahren. Ich jedenfalls kann mich aus eigener Kraft nicht befreien.«
»So etwas nennt sich Hexe«, sagte Bill.
»Moment, das hast du gesagt.«
Bill schloß die Augen. Das Nachdenken und auch das Reden hatte ihn angestrengt. Eigentlich hätte er sich darüber freuen können, daß er noch so lebte. Den Angriff hatte er unverletzt überstanden. Die Waffen dieser verdammten Dacs hatten ihm und Jane nicht einmal Wunden beigebracht, nur eben die Schläge gegen die Köpfe.
Während Bill die Augen geschlossen hielt, versuchte Jane Collins, sich so gut wie möglich umzuschauen. Sie mußte herausfinden, wo sie sich befand.
Die Pflöcke waren in einen harten und lehmigen Boden gerammt worden. Es gab keine Chance für die beiden, sich aus eigener Kraft zu befreien. Zudem lagen sie im Freien. Wenn Jane den Kopf bewegte, sah sie nicht allein den Widerschein des Feuers, hin und wieder auch die Schatten der Dacs, die durch den Lichtschein schritten.
Nacht in Aibon?
Wenn ja, dann hatte sich der Himmel kaum verdunkelt. Man konnte ihn als helles Dämmer beschreiben, jedenfalls war das Blau des Tages verschwunden.
Am Rande ihres Blickfelds entdeckte Jane Schatten, die sich steil in die Höhe schoben. Das waren die gewaltigen Flanken der Berge. Sie wiederum gehörten zum Reich des finsteren Druiden-Königs Guywano, der versuchen wollte, Aibon ganz zu beherrschen und es bisher nicht geschafft hatte. Jane ging davon aus, daß auch die Dacs auf seinen Befehl hörten. Sie rechnete außerdem damit, daß sich Guywano zeigen würde. Gefangene, wie sie sie waren, machte man nicht jeden Tag.
Weder er noch Margareta ließen sich blicken. Für sie war dieses Land das Hexenreich, und die schwarzhaarige Person sah sich auch nicht als Hexe an, die dem Teufel diente, nein, die hatte versucht, sich mit Jane Collins auf eine Stufe zu stellen und dabei mehr als Zauberin fungieren wollte. Wie auch immer, Margareta hatte sie beide im Stich gelassen, die Schuld jedoch John Sinclair zugeschoben, weil er seine Waffen behalten wollte.
Was sie und Bill bei den Dacs erwartete, war Jane klar. Es gab nur eine Möglichkeit – der Tod.
Falls nicht ein Wunder geschah, würden sie auch sterben. Aber Wunder waren bekanntlich rar. Besonders in einer feindlichen Umgebung wie Aibon.
Nicht weit entfernt wurde eine Trommel angeschlagen. Dem

Geräusch nach zu urteilen, versprach sie den Tod oder Qualen. Dumpf hallte ihre Botschaft über das Land.

Diese Schläge hinterließen Echos auch in Bills Hirn. Er spürte jeden in seinem malträtierten Schädel, als hätte jemand noch bewußt davorgeschlagen.

»Gilt das uns?« fragte er keuchend.

Jane gab keine Antwort, denn sie konzentrierte sich auf andere Laute, die das Trommeln überwogen.

Es waren Schritte!

Gestalten bewegten sich durch den Widerschein des Feuers. Die Flammen malten lange Schatten auf den Boden mit schroff wirkenden Ecken und Kanten.

Tanzend und zuckend näherten sich die Schatten den beiden Gefangenen. Schon bald schälten sich aus ihnen die Gestalten hervor, die in Trittweite stehenblieben.

Jane und Bill schauten zu ihnen hoch.

Wie kompakte Monster kamen ihnen die Dacs vor. Die eckig wirkenden, muskulösen Körper waren eingehüllt in Felle. Auf den Köpfen trugen sie die lederartigen Helme, die den Schädeln eine sehr platte Form gaben. Flach wirkten auch die Gesichter, wo die Augen hineingedrückt zu sein schienen und klumpige Nasen über breiten Mäulern thronten. Die Felle reichten nur bis zu den Hüften. Aus ihnen schauten die stämmigen Beine wie Säulen hervor. Um die Füße hatten die Männer Lederfetzen gewickelt, eine Art Schuhe.

Zwei von ihnen trugen Lanzen. Sie wiederum erinnerten Bill an seine Beutewaffe, die er bei dem Überfall leider nicht mehr hatte einsetzen können, weil alles zu schnell gegangen war.

Die beiden anderen Dacs waren mit machetenartigen Messern bewaffnet, auf denen noch rote Flecken klebten, wahrscheinlich das getrocknete Blut der getöteten Feinde.

Und getötet hatten sie.

Grausam waren sie über die Elfen hergefallen und hatten sie derart vernichtet, daß nur mehr Knochen von diesen lieblichen Wesen zurückgeblieben waren. Bill und Jane hatten sie gefunden. Knochen direkt waren es nicht gewesen, eher dickere Gräten.

Die vier Dacs standen nur da und demonstrierten ihre Macht.

Nichts regte sich in ihren Gesichtern. Sie blieben beinahe grausam kalt und maskenhaft starr.

»Was meinst du?« fragte Bill. »Werden Sie uns die Fesseln abnehmen, bevor sie uns vertilgen oder…?«

»Wieso vertilgen?«

»Die sehen mir aus wie Menschenfresser.«

»Ach ja?«

Bill sprach nicht der weiter, denn die beiden mit Macheten

bewaffneten Dacs bewegten sich plötzlich. Sie beugten sich vor, hoben ihre Waffen an, und Bill schloß die Augen.

Im Gegensatz zu Jane bekam er nicht mit, wie die Barbaren mit gezielten Schlägen die Fesseln zertrennten. Sie ritzten dabei nicht einmal die Haut ihrer Gefangenen.

Er zuckte nur zusammen, als die Riemen auseinanderplatzten.

Dann spürte er den harten Tritt. Bill stöhnte auf und rollte sich auf die Seite. Er sah, daß auch Jane Collins ähnlich behandelt worden war. Sie hatte die Beine angezogen, was schmerzen mußte, denn nach dem Stau konnte das Blut endlich wieder fließen.

Reden konnten sie wohl nicht. Bill vernahm grunzende Geräusche, bevor sich ihm kräftige Fäuste näherten, ihn packten und auf die Beine rissen.

Auch Jane Collins hing im Griff der beiden Barbaren. Sie hatte den Kopf zurückgelegt. Ihr Haar war verschmutzt, es hing tief in den Nacken. Weit offen stand ihr Mund, aus dem röchelnde Laute und schwere Atemzüge hervordrangen.

Bill Conolly wünschte sich, die Hände freizuhaben, dann wäre er den verfluchten Barbaren an die Kehle gesprungen. So aber schleifte man ihn weiter wie einen mit Müll gefüllten Sack. Zwei Dacs hielten ihn an den Handgelenken fest, und Bills Schuhe zeichneten Spuren in den staubigen Lehmboden.

Das Ziel waren zwei Pfähle!

Knorrig ragten sie aus dem Boden. Sie erinnerten an Baumstämme, die jemand gekappt hatte. Zwischen ihnen flackerte das Feuer und ließ seinen Schein über die rindenbraune Außenhaut der beiden Pfähle geistern. Es brannte kein Holz. Das Material sah aus wie ein dicker, dunkelbrauner Kloß. Hin und wieder zersprang das Zeug mit knackenden Lauten und schleuderte auch Funken in die Umgebung.

Andere Dacs hielten sich im Hintergrund bei ihren Reittieren auf.

Im Gegensatz zu der Hexe verließen sie sich auf Pferde und nicht auf weiße Hirsche.

Erkennen konnten die beiden Gefangenen kaum etwas. Sie mußten sich in einem versteckten Tal befinden, bei dem die Hänge wie lange, graue Schatten hochwuchsen. Behausungen oder Ställe entdeckten sie nicht. Wichtig waren die beiden Pfähle. Im huschenden Widerschein der langen Flammen schienen sie zu zerfließen, um in die hellgraue Dunkelheit eintauchen zu können.

Plötzlich fiel Bill zu Boden. Die beiden Kerle hatten ihn losgelassen. Fast wäre er noch mit dem Gesicht aufgeschlagen. Soeben noch konnte er sich zur Seite drehen, dann nicht mehr bewegen, weil einer der Barbaren seinen Fuß auf Bill Conollys Körper drückte und ihn so am Boden hielt.

Mit Jane geschah das gleiche. Diese Wilden nahmen keine Rücksicht

auf Frauen. Für sie waren alle gleich.

Trotz seiner nicht eben beneidenswerten Lage war der Reporter gespannt, wie es weitergehen würde.

Er konnte Jane anschauen. Deren Gesicht hatte sich verzerrt. Ein Lächeln lag nicht auf ihren Lippen. Bill hielt ein Ohr gegen den harten Boden gepreßt und hörte das Echo von Schritten, die sich ihm näherten. Die zwei anderen Barbaren stampften heran. Sie hielten Ringe aus Eisen in den Händen. Damit gingen sie zu den Pfählen und spannten sie um das knorrige Holz.

Sie traten nur einen halben Schritt zur Seite, als Jane und Bill auf die Füße gezerrt wurden. Blitzschnell drehte man ihnen die Arme auf den Rücken. Durch Kniestöße machte man ihnen klar, wohin sie zu gehen hatten. Sie stolperten auf die beiden Pfähle zu, kamen dicht zusammen und konnten sich unterhalten.

»Scheiße«, sagte Bill, »das sieht böse aus.«

»Finde ich auch.«

»Was meinst du? Werden sie uns verbrennen wollen?«

»Keine Ahnung.«

»Und dir ist nichts eingefallen?«

Jane schüttelte den Kopf. Ihr Haar war verschmutzt. Die Strähnen umpeitschten sie. »Was sollte mir schon eingefallen sein?«

»Auch nicht als Hexe?«

»Hör auf! Ich kann meine Kräfte nicht so lenken.«

»Versuche es trotzdem noch einmal. Wir befinden uns in Aibon, da müßten sie stärker sein.«

»Mal sehen.«

Bill bekam einen Stoß, der ihn gegen den Pfahl katapultierte. Er fing sich ab, wollte sich drehen, aber da waren schon die Klauen des Barbaren, die ihn herumwirbelten und mit dem Rücken hart gegen den Stamm preßten.

Ein zweiter Dac stand hinter dem Pfahl und hielt bereits den Eisenring fest. Mit einer huschenden Bewegung drückte er ihn gegen Bills Hals und schob beide Hälften hinter ihm zusammen. Bill hörte das Klicken und konnte den Kopf nicht mehr bewegen. Starr schaute er geradeaus. Wenn er zur Seite schielte, sah er links neben sich Jane Collins in der gleichen Haltung stehen.

Die Dacs waren zurückgetreten. Beobachteten und nickten zufrieden. Wieder verständigten sie sich durch Gesten.

Zwei von ihnen verschwanden dorthin, wo Bill die Umrisse von Hütten und Tieren zu sehen glaubte.

»Eigentlich müßten wir John noch einen schönen Gruß bestellen«, sagte er. »Schließlich hat er uns in diese Lage gebracht.«

»Nein, Bill, das glaube ich nicht. John muß seine Gründe gehabt haben.«

»Die uns nichts mehr helfen.«
»Ich weiß, aber…«
»Okay, ich sage nichts mehr.«
Dafür sprach Jane. »Ich glaube nicht, daß sie uns verbrennen werden. Vielleicht nehmen sie die Keulen oder Stichwaffen. Außerdem versucht man, meine Kräfte tief zu halten. Ich will immer, aber es klappt nicht. Da ist eine Barriere.«
»Da sind sie.«
Die beiden Dacs kehrten zurück und hatten sich mit anderen Lanzen bewaffnet. Sie waren schmaler und auch spitzer. Beim Näherkommen senkten sie die Waffen dem Boden entgegen und fingen an, auf dem Untergrund mit den Spitzen zu kratzen.
Die Gefangenen hatten ihre Augen zu Boden gerichtet, weil sie sehen wollten, was die Dacs da taten. Sehr schnell bekamen sie mit, daß sie zeichneten.
Jeder kratzte ein bestimmtes Symbol auf den Boden. So konnten sie sich ihren Gefangenen gegenüber verständlich machen.
Große Künstler waren sie nicht. Das brauchten sie auch nicht zu sein, denn was sie gezeichnet hatten, war deutlich für Jane und Bill zu erkennen.
Zwei Herzen!
Der Reporter atmete scharf durch die Nase. Plötzlich spürte er den kalten Schweiß auf der Stirn. Es war ein Zeichen seiner Furcht. Entweder wollten sie ihre Waffen in die Brust der Gefangenen stoßen oder aber die Herzen aus dem Körper schneiden, wie es die Ureinwohner Mittel- und Südamerikas getan hatten.
»Denkst du an dasselbe wie ich?« flüsterte Bill.
»Und ob.«
»Ich will mein Herz noch gern behalten.«
Jane kam nicht mehr dazu, eine Antwort zu geben, denn zugleich setzten sich die beiden Barbaren in Bewegung. Sie hoben dabei ihre Lanzen an. Für einen Moment überkam beide das Gefühl, als wollten sie ihnen die Spitzen in den Körper rammen, aber sie griffen jeweils mit den linken, den freien Händen zu.
Mit einem heftigen Ruck fetzten sie Bills Hemd auf. Auch Janes Pullover wurde zerrissen, so daß ihr Oberkörper fast nackt den Blicken der Dacs ausgesetzt war.
Erotische Gefühle verspürten sie nicht. Sie traten statt dessen einige Schritte zurück und hoben die rechten Arme, um die Waffen gleichzeitig zu schleudern.
»Verdammt!« keuchte Bill. »Ich habe Angst, Schiß wie ein kleines Kind.«
Jane gab keine Antwort. Sie hielt ihren Blick unverwandt auf die Gesichter der beiden gerichtet und versuchte, sie zu hypnotisieren.

Es gelang ihr nicht.
Dann geschah etwas, womit keiner der beiden gerechnet hatte. Der Dac, dessen Lanze auf Bill Conolly zielte, brüllte plötzlich auf. Für den Reporter war es so etwas wie ein Startsignal. Er rechnete damit, von dieser Waffe getötet zu werden.
Das tat der Dac nicht.
Er sprang vor und tippte Bill mit dem linken Zeigefinger gegen die nackte Brust.
Und der Reporter wußte auch, was er meinte.
Es war das Flammensigill der Hexe Alva, das Dreieck, das im gleichen Moment aufglühte und dem Reporter einen scharfen Schmerz durch die Brust schickte…

***

Nie zuvor hatte sich Bill Conolly über einen peinigenden Schmerz derart gefreut wie in diesen Augenblicken seines Fast-Todes. Er hätte sogar vor Freude brüllen können, als er sah, wie der Dac zurücktaumelte, in die Knie brach, die Waffe fallen ließen und seine Hände vor das Gesicht schlug.
Unter den Handflächen vernahmen Jane und Bill dumpfe Laute, und auch der zweite Dac regte sich nicht mehr. Er hatte Jane Collins längst vergessen.
Wie ein Denkmal stand er auf der Stelle und glotzte gegen das dunkelrot leuchtende Sigill.
Die Lanze rutschte ihm aus der Faust, er führte so etwas Ähnliches wie einen Tanz auf der Stelle auf, warf sich dann herum und jagte wie von allen Teufeln gehetzt davon.
Dabei schrie er laut, bis die in einem dumpfen Blubbern erstickten.
Jane sprach Bill an. »Du kannst dich freuen«, sagte sie. »Und du kannst der alten Hexe Alva im nachhinein dankbar sein, daß sie dir das Sigill auf die Brust gedrückt hat. Sie ist zu deinem Lebensretter geworden.«
»Das glaube ich auch!« Bill hatte die Worte freudig hervorstoßen wollen, was ihm nicht gelungen war, denn der Schmerz wühlte zu stark in seiner Brust. Er atmete einige Male röchelnd, verdrehte dabei die Augen und spürte auch den Druck der Klammer an seinem Hals, die ihm einen Teil der Luft nahm.
Nur allmählich beruhigte er sich. Den Widerstreit seiner Gefühle bekam er schwer unter Kontrolle.
Zuerst die kalte Todesangst, dann die Rettung des Lebens und das Hineingetragen werden in die Euphorie.
Der eine Dac kniete noch immer vor ihm, die Hände gegen das Gesicht geschlagen. Auf den Knien rutschte er zurück, voller Demut, als wollte er Bill um Verzeihung bitten.

Erst als der Widerschein des Feuers ihn nicht mehr erreichte, sprang er auf die Füße und schlug seine Hände hart gegeneinander und lief ebenfalls weg.

Bill freute sich darüber, daß der Schmerz auf seiner Brust nachgelassen hatte und er in der Lage war, wieder klare Worte zu sprechen. Er wandte sich an Jane. »Kann es sein, daß sie uns jetzt für irgendwelche Götter halten?«

»Hoffentlich. Zumindest für etwas Ähnliches.«

Bill grinste schief. »Nur gefallen mir keine gefangenen Götter. Da müßten sie sich etwas einfallen lassen.«

»Warte noch.«

»Du hast gut reden. Der verdammte Ring…«

»Der klemmt auch um meinem Hals.«

»Frauen schwärmen doch für Schmuck.«

»Ich kann mir schöneren vorstellen.«

In ihrer unmittelbaren Nähe tat sich in der folgenden Zeit nichts.

Die Dacs blieben im Hintergrund, aber aufgeregter und schrill klingender Stimmenwirrwarr zeugte davon, wie stark sie Bills Sigill durcheinander gebracht hatte.

Irgendwann schlichen sie näher. Sie hatten dabei einen großen Halbkreis gebildet, der bei jedem ihrer Schritte auf- und abschwang, als würden sie sich tanzend auf die beiden Pfähle zubewegen.

Sie tuschelten miteinander. Wie sich die Dacs verständigten, war Bill und Jane unklar. Aus diesen ungewöhnlich klingenden Lauten konnten sie nichts heraushören.

In respektvoller Entfernung hielten sie an. Zwischen ihnen und den Pfählen befand sich nur mehr das flackernde Feuer, dessen Flammen einen fahlen Widerschein schufen. Er legte sich als Muster auf die Gestalten der Dacs und schuf somit noch schlimmere Wesen.

Ab und zu erschien ein Gesicht, zumeist eine unheimlich wirkende, etwas bleichere Fratze, aus der dunkle Augen auf die Gefangenen stierten.

»Die warten auf etwas, habe ich das Gefühl!« flüsterte Jane.

»Weißt du auch auf wen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht kommt unsere kleine Freundin Margareta her.«

»Du hast Humor. Die Dacs werden sie vernichten.«

»Da bin ich mir nicht einmal so sicher«, murmelte die Detektivin und wurde aufmerksam, als sie sah, daß sich die Mauer aus Dac-Körpern teilte, um jemand hindurchzulassen.

»Jetzt entscheidet es sich!« raunte Bill.

Noch konnten sie nichts Genaues erkennen. Der Größe nach konnte die dunkle und hochgewachsene Gestalt keinesfalls die Hexe Margareta sein. Da kam eine männliche Person auf sie zu.

Allmählich war sie deutlicher zu sehen. Der restliche Schein des Feuers erreichte sie, so daß sich ihre Konturen einigermaßen deutlich hervorschälen konnten.

Es war eine männliche Person – doch welch eine Gestalt! Bill Conolly stockte der Atem, als er diesen gewaltigen Umriß sah, der sich vom Boden her abhob.

Auch Jane Collins wurde bleich, denn der Vergleich mit einem Riesen war nicht einmal zu weit hergeholt.

Die Gestalt näherte sich ihnen breitbeinig und mit stampfenden Schritten.

Sie war barfuß. Die Zehen spreizten sich vom Fuß ab, über dem die muskulösen Waden sehr deutlich zu erkennen waren. Ein Rock, der große Lendenschurz aus Fell umspannte seine Hüften. Darüber wirkte der nackte und ebenfalls sehr muskulöse Oberkörper wie ein Gebilde aus braunem Stein.

Noch dunkler schien sein Gesicht zu sein. Eine böse, wilde Fratze mit etwas geröteten Pupillen und einem breiten Maul, in dem mehrere Zähne wie eine Reihe von Dolchen schimmerten.

In der rechten Hand trug der Hüne eine übergroße Keule. Sie war so gearbeitet, daß die Spitzen des Materials wie die Stacheln eines Igels hervorragten.

Haare sahen sie nicht. Dafür umhing ein geflecktes Tigerfell seinen Schädel, auf seinem Kopf thronte wie ein Siegeszeichen ein bleicher Totenschädel.

»Ich habe das dumpfe Gefühl«, sagte Bill, »das wir zu wertvoll sind, um von den gewöhnlichen Kriegern getötet zu werden. Da hat man sich einen Obermacker geholt.«

»Abwarten.«

»Du bist gut, Jane. Denkst du etwa, der ist gekommen, um uns seine Referenz zu erweisen?«

»Ich rechne mit allem.«

Die Dacs blieben zurück. Sie ließen ihrem Anführer den Vortritt, der mit einem Schritt das Feuer überquerte. Die Flammen berührten dabei seine Fußsohlen, was ihm nichts ausmachte. Unbeeindruckt ging er weiter und blieb vor Bill stehen.

Er starrte ihn an.

Bill wich dem Blick aus den feurigen Augen nicht aus und konnte das Gesicht nun aus der Nähe sehen. Ihn interessierte besonders die Haut, die wie dickes Leder, voller Falten und Runzeln.

»Was willst du?« fragte der Reporter.

Der Riese hob seine Keule. Für einen Moment bekam Bill Angst, bis er sah, daß sich der Dac zurückzog und sich einige Male verbeugte. Er richtete seinen Blick auf das Stigma der Feuerhexe Alva, schlich wieder näher und umschritt den Pfahl.

Er war so nahe an den Gefangenen herangetreten, daß Bill seinen Geruch wahrnehmen konnte. Eine widerliche Ausdünstung gab er ab. Er roch nach Schweiß, tranigem Fett und ranzigem Öl, so daß sich der Magen eines normalen Menschen dabei umdrehen konnte.

Etwas sanft klingende Knurrlaute drangen aus seinem Mund und füllten Bills Ohren.

Der hatte die Augen verdreht, weil er zu Jane hinschielen wollte.

Was diese urwelthafte Gestalt genau von ihm wollte, erfuhr er wenig später, als sich der um seinem Hals liegende Ring bewegte, weil der andere ihn berührte.

Für einen Moment wurde Bill die Luft knapp. Dann kippt er nach vorn, als er das schnackende Geräusch vernahm, mit dem die beiden Ringhälften ausrasteten.

Bill konnte sich vor dem Feuer fangen und drehte sich um.

Der Hüne war wieder vor den Pfahl getreten. Den Ring hielt er in der rechten Hand und verbeugte sich abermals.

Bill fand seine Frechheit wieder. Er deutete auf Jane. »He, da ist noch jemand.«

Der riesige Dac kümmerte sich nicht darum. Während er sich zurückzog, verbeugte er sich weiter und hatte bald die anderen Krieger erreicht. Bill ließ er allein zurück.

»Willst du mich nicht befreien?« fragte Jane.

»Klar, wenn ich kräftig genug bin.«

»Streng dich mal an.«

Das mußte Bill auch. Es war nicht so einfach, die beiden Hälften des Rings auseinanderzuziehen. Auch Jane taumelte vor, bat aber um den Ring.

»Was willst du denn damit?«

»Das wirst du schon sehen.« Sie stand vor dem Reporter und versuchte ihre Blöße zu verbergen.

»Ach so«, sagte Bill, grinste und reichte ihr den Gegenstand. Jane klemmte den Stoff derart geschickt zwischen die Verschlüsse, daß er durch den Ring zusammengehalten wurde.

»Ein toller Schmuck!«

»Man muß sich nur zu helfen wissen.«

»Sicher. Jetzt werden wir…«

Sie hörten das Trappeln der Hufe. Dann die wilden, grausam klingenden Schreie, und einen Moment später quoll eine dichte Staubwolke hoch, die die meisten Körper der reitenden Dacs verbarg.

Um Bill und Jane kümmerten sie sich nicht. Sie ritten davon, hinein in eine Schlucht, in der das Klappern der zahlreichen Hufe sich zu einem dröhnenden Echo steigerte.

»Gerettet!« sagte Jane. »Verflixt noch mal, wir sind gerettet. Du solltest Alva etwas Hexenkraut spendieren, als Dankeschön. Das hat

sie verdient.«

»Glaube ich auch. Nur fragt sich, liebe Jane, wie es weitergehen wird.«

Die Detektivin enthielt sich einer Antwort. Sie lauschte den bald leiser werdenden Echos aus der Schlucht.

»Das Leben haben wir gerettet.«

»Stimmt. Trotzdem hängen wir hier in Aibon fest. Was mir überhaupt nicht gefällt.«

»Dann müssen wir eben jemand finden, der uns einen Ausweg zeigt.«

Bill schaute sich um. »Hier? Nein, das glaube ich nicht. Wir befinden uns auf der anderen Seite des Landes. Hier herrschen die Dacs oder Guywano, der verfluchte Druide. Der hat etwas anderes zu tun, als uns zur Seite zu stehen.«

Jane schaute auf das Dreieck. »Es leuchtet noch immer ein wenig«, sagte sie.

»Das wird auch so bleiben.«

»Schmerzt es denn?«

»Auch.«

Jane hob einen Finger. »Margareta hat dich nicht ohne Grund geholt, Bill. Alva muß eine Hexe aus Aibon gewesen sein. Vielleicht war sie sogar eine Königin der Dacs. Oder eine Zauberin. Man kann ja nie wissen und nur raten.«

»Alles klar, aber sie ist tot.«

Jane hob die Schultern. »Auch ich bin medial veranlagt. Ich könnte versuchen, Kontakt mit den Wesen aufzunehmen, die Aibons andere Seite bevölkern. Mit den Elfen, den *Trooping Fairies* vielleicht, den Beschützern dieser heilen Welt.«

»Psst!« Bill legte einen Finger auf die Lippen, um den Laut zu unterstreichen.

»Was…?«

»Hörst du nichts?«

»Doch – ja, jetzt auch.« Janes Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an.

»Es ist ein Flötenspiel«, wisperte Bill kaum hörbar. »Von John weiß ich, daß es nur einen gibt, der in Aibon derart spielt.«

Jane gab die Antwort. »Der rote Ryan…«

***

»Gütiger Himmel!« ächzte Lady Sarah und ging zwei Schritte rückwärts auf ihr Haus zu, »was ist das?«

Es war leider eine verflixt berechtigte Frage, auf die sie von mir eine Antwort bekam. »Die Horde des Schreckens«, murmelte ich, »die Barbaren, die Dacs.«

»Krieger, aus Aibon!« fügte Suko hinzu.

Alles stimmte, und sie ritten heran. Eine Woge aus Grauen und Schrecken. Eigentlich hätte die Straßenschlucht vom Trampeln ihrer Hufe erfüllt sein müssen. Das war nicht der Fall. Es lag allein daran, daß die Barbaren nicht den normalen Weg nahmen, sondern aus einer Lücke im Nachthimmel hervorstießen.

Sie hatte sich aufgetan, weil ebenfalls Grenzen geöffnet worden waren. Grenzen zwischen Welten und Dimensionen.

Wie viele Dacs es waren, konnten wir nicht zählen, aber einer fiel uns auf.

Es mußte der Anführer sein, und der wirkte wie Conan mal zwei.

Er und die Dacs hockten auf starkknochigen Pferden mit langen Mähnen und zottigem Fell. Wieder dachte ich daran, daß mich mein Kreuz nicht grundlos gewarnt hatte, aber mein Blick galt dem Anführer der Barbarenhorde. Er trug einen Lendenschurz, aber keine Schuhe und schlug seine Hacken gegen die Flanken des Pferdes. Ein Fell wehte um sein Gesicht. Es zeigte ein tigerartiges Muster und wurde auf dem Kopf von einem halben Knochenschädel gehalten, aus dem zwei gekrümmte Hörner wuchsen. Vom Gesicht her konnte ich nicht viel erkennen, das Licht, das die Horde begleitete, war einfach zu bleich.

Kein Geräusch wehte uns entgegen. Sie ritten in einer geisterhaften Lautlosigkeit durch das offene »Tor«. Über London hinweg fegten sie als wilde Horde, wobei ich sicher war, daß sie irgendwo landen würden, um in dieser Stadt das Grauen zu verbreiten.

Diese Nacht hatte es nicht nur in sich. Sie war verflucht. Schon am Abend hatten wir es gespürt. Es lag an dem unnatürlich warmen Wetter. Ein frühlingshafter Wind hatte den Himmel blankgefegt und London vorbereitet für das Empfangen einer uralten Magie aus dem Lande Aibon.

Ich war mehr durch einen Zufall hineingezogen worden. Erst die Warnung durch das Kreuz, dann der Anruf meiner alten Freundin Sheila Conolly, die mir erklärt hatte, daß Bill entführt worden war und Jane Collins ebenfalls, wie ich von Lady Sarah erfahren hatte.

Schuld daran trug eine Hexe namens Margareta. Sie stammte aus Aibon, hatte Bill und Jane in ihre Welt geholt, um mich erpressen zu können. Sie wollte, daß ich ihr mein Kreuz und den Dunklen Gral gab, damit sie beide Gegenstände mit nach Aibon nehmen konnte.

Erst dann wollte sie die beiden Geiseln freilassen.

Ich war nicht auf diesen Plan eingegangen und hatte mir Sheilas Zorn auf den Hals geladen. Sie hatte mich nicht mehr in ihrem Haus sehen wollen und mir die Tür gewiesen.

Ich konnte sie sogar verstehen, vielleicht hätte ich nicht anders an ihrer Stelle gehandelt, aber ich traute dieser Hexe nicht. Zudem war sie nicht auf meinen Vorschlag eingegangen, zusammen nach Aibon zu

reisen. Es ging ihr einzig und allein um das Kreuz.

Das aber behielt ich. Wie gut dies war, hatte mir die Warnung des Talismans gezeigt, die mich kurz vor dem Erscheinen der Dacs aufgeschreckt hatte.

Die Barbaren hockten auf ihren zottigen Pferden wie angegossen.

Sie blieben auch weiterhin hoch über unseren Köpfen. Nichts wies auf eine Landung in London hin.

Der Hüne schwang beim Reiten eine gewaltige Keule. Es sah so aus, als wollte er sie gegen uns schleudern, als er sich über unseren Köpfen befand. Mich hielt nichts mehr auf der Stelle. Wie der Blitz raste ich zurück ins Haus.

»Was willst du?« rief Suko.

»Den Gral holen!«

Er stand noch im Flur. Taniths Kugel schimmerte in der Öffnung wie ein übergroßer Blutstropfen. Ich hob ihn an, schaute auch gegen die Kugel, um zu sehen, ob sie einen Gegenzauber aufgebaut hatte, aber sie »meldete« sich nicht.

Den Gral mit beiden Handflächen umklammert, lief ich wieder nach draußen und sah, daß es keinen Sinn hatte, noch etwas tun zu wollen. Die Dacs waren verschwunden.

Suko hob die Schultern. »Plötzlich sah ich sie nicht mehr«, sagte er.

»Als hätte sie die Finsternis verschluckt.«

Ich nickte langsam. »So wird es wohl gewesen sein«, murmelte ich und drehte mich zu Lady Sarah um, weil ich ihr Flüstern gehört hatte.

»Wie der Anfang vom Ende, wie der Beginn des Weltuntergangs.«

Sie hielt den Kopf gesenkt und schritt langsam der offenen Haustür entgegen.

Suko und ich blieben zurück. Beide hingen wir unseren Überlegungen nach.

»Was wird geschehen?« fragte der Inspektor. »Ich jedenfalls glaube nicht daran, daß es so bleibt.«

»Wie meinst du das?«

»Sie werden landen. Sie werden sich materialisieren. Im Moment kamen sie mir vor wie eine Projektion, aber das kann sich ändern. Glaub mir. Diese Barbaren sind gekommen, um London zu besetzen.«

»Welchen Grund sollen sie dafür haben?«

»Ich weiß es nicht. Oder?« Er lächelte und wies mit dem Zeigefinger auf mich. »Vielleicht bist du der Grund, John.«

»Wieso ich?«

»Denk an dein Kreuz. Du hast es ihr nicht gegeben…«

»Hör auf, Mensch! Dann müßte diese Margareta ja mit den Dacs unter einer Decke stecken.«

»Ist das wirklich so unwahrscheinlich?« fragte Suko.

Ich blickte ihn nachdenklich an. »Nein«, murmelte ich. »So

unwahrscheinlich ist es nicht. Du hast recht, Alter. Die beiden könnten tatsächlich unter einer Decke stecken. Aber ich sehe keinen Grund dafür.«

»Den müssen wir eben herausfinden.«

»Später, Suko, viel später. Im Augenblick ist eine andere Aktion wichtig.«

»Welche?«

Ich gab noch keine Antwort, weil ich in Gedanken versunken war.

Der nächtliche Verkehr war mit dem am Tage nicht zu vergleichen.

Durch diese stille Straße in Mayfair rollten nur hin und wieder Fahrzeuge. Sie zählte nicht zu den Durchgangsstraßen. Ich fragte mich, ob es außer uns noch andere Zeugen gegeben hatte.

»John, wo bleibt deine Antwort.«

»Sorry, Suko, ich war in Gedanken.«

Er lachte. »Das habe ich bemerkt.«

»Paß auf! Ich rechne damit, daß diese Dacs sich materialisieren und über London herfallen. Deshalb werde ich mich mit Sir James in Verbindung setzen, daß er eine Warnung ausgibt.«

»Gut. Wen sollen wir warnen?«

»Die Polizei muß in Alarmbereitschaft versetzt werden. Sobald Dacs erscheinen, müssen die Meldungen an Sir James gegeben werden, damit er sich mit uns in Verbindung setzen kann.«

Suko hob nur die Schultern. Ein Beweis, daß ich ihn nicht überzeugt hatte.

»Was stört dich?«

»Vieles. Die Dacs sind unseren Polizisten doch hundertmal überlegen. Wenn die zuschlagen, fließt Blut.«

»Leider. Fragt sich nur, wie wir das verhindern sollen.«

»Wir müssen eben schneller sein als sie. Das ist alles.«

»Zwei gegen eine Horde.«

»Vergiß nicht, daß wir gut bewaffnet sind. Unsere magischen Waffen werden wir gegen Keulen und Lanzen schon einsetzen können. Wir werden näher darauf eingehen können, falls sie sich materialisiert haben. Aber jetzt muß ich mit Sir James reden.«

»Wo willst du ihn erwischen?«

»Ich hoffe, daß er sich noch im Club befindet«, sagte ich mit einem raschen Blick auf die Uhr.

»Dann mach mal.«

Ich fand Lady Sarah im Wohnzimmer steif auf der vorderen Kante eines Sessels hockend. Ihr Blick war starr, sie schaute ins Leere und sprach auch uns beide nicht an, als wir vor ihr stehenblieben. Sie schüttelte nur den Kopf.

»Tröste du sie«, wies ich Suko an und hob den Hörer des Telefons ab. Die Nummer des Clubs, in dem Sir James seine Abend- und manchmal

auch Nachtstunden verbrachte, kannte ich auswendig.

Ich bekam zunächst einen Diener oder Angestellten an die Strippe, der mir erklärte, daß Sir James noch anwesend sei.

»Verbinden Sie mich bitte so rasch wie möglich.«

»Sehr wohl, Sir.«

Er tat sein Bestes. Die Stimme des Superintendenten klang fast noch so frisch wie am Morgen, als er fragte: »Brennt es, John?« Er wußte, daß ich ihn nicht grundlos störte.

»Fast, Sir.«

»Reden Sie.«

Er bekam den Bericht von mir in knapper Form geliefert. Ich hörte, wie stark er atmete. Das passierte nicht häufig, nur wenn eine Gefahr oder Bedrohung übermächtig wurde.

»Meine Güte, das ist alles wahr?«

»Es entspricht den Tatsachen.«

»Denken Sie an einen Großalarm?«

»Ja, aber keinen lauten. Ich dachte mir eher, daß die Beamten nur die Augen offenhalten. Sollte es zu einer Konfrontation kommen, müßten *Sie* verständigt werden oder *ich*.«

»Wo befinden Sie sich?«

»Bei Mrs. Goldwyn. Ich gebe Ihnen noch rasch die Telefonnummer.«

Sir James notierte sie und bedankte sich. Zum Abschluß sagte er mit leiser Stimme: »Ich glaube, jetzt hilft uns nur mehr beten. Oder was meinen Sie?«

»Tja, noch ist es nicht soweit. Aber wenn sie angreifen, könnte das nicht schaden.«

Sarah Goldwyn betete bereits. Jedenfalls hatte sie die Hände gefaltet.

»Ich habe sie gesehen«, murmelte sie. »Das war der Schrecken. Das waren Barbaren aus einer anderen Welt. Sie werden London überfallen und vernichten.«

»Falls wir nicht schneller sind«, bemerkte ich.

»John, Junge, was willst du gegen diese Übermacht machen? Nichts, du kommst nicht gegen sie an. Sie werden zerstören, was sich ihnen in den Weg stellt. Es gibt kein Halten.«

Ich hob die Schultern. »Die Dacs haben wir gesehen. Ich frage mich nur, wo diese verflixte Hexe steckt?«

»In Aibon. Falls es eine Durchlässigkeit zwischen den Welten gibt, kann sie uns sogar beobachten«, meinte Suko.

»Auf welcher Seite steht die denn?«

»Sorry Sarah, das weiß ich leider nicht. Ich habe gehofft, daß sie auf unserer Seite steht, doch wie es aussieht, ist dies zweifelhaft geworden. Sie hätte die Invasion der Dacs möglicherweise stoppen können.«

»Ja, mit deinem Kreuz.«

Ich holte tief Luft. »Jetzt fängst du auch noch damit an. Ich konnte es in der Situation einfach nicht aus der Hand geben. Das mußt du verstehen, Sarah.«

»Natürlich, John. Aber du hast jetzt die Pflicht, die Barbaren durch das Kreuz aufzuhalten.«

»Wenn es geht, immer.« Ich klopfte in Höhe des Gürtels auf meine Kleidung. »Da habe ich noch etwas eingesteckt. Den Bumerang. Vielleicht hätte ich ihn schon gegen den Anführer schleudern sollen. Leider ist man im nachhinein immer schlauer.«

»Das hätte wenig genutzt«, widersprach Suko. »Vergiß nicht, daß sie noch Geister waren.«

»Die in den magischen Schirm des Bumerangs hineingeraten wären.«

Ich winkte ab. »Es hat keinen Sinn, darüber zu diskutieren. Wir müssen uns auf die nahe Zukunft einrichten.«

Ich schaute auf die Uhr. Der neue Tag war gerade zwanzig Minuten alt. Zwischen Mitternacht und ein Uhr bestand eine Zeitspanne, in der oftmals einiges geschah. Viele nannten sie auch die magische Stunde.

»Einer von euch sollte das Haus verlassen und draußen alles beobachten«, schlug Sarah Goldwyn vor.

»Das mache ich.« Suko verschwand.

Lady Sarah und ich blieben zurück. »Es ist wie verhext«, sagte die Horror-Oma leise. »Seit Weihnachten komme ich nicht mehr zur Ruhe. Das neue Jahr scheint wirklich ein außergewöhnliches zu werden.«

»Jane und Bill«, sagte sie, »wie willst du die beiden zurückholen? Hast du eine Idee?«

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Der Weg nach Aibon ist für mich wahrscheinlich wieder geschlossen. Es ginge höchstens über die Hexe Margareta.«

»Der du nicht traust?«

»So ist es.«

»Weshalb nicht?«

»Sarah, mich hat das Kreuz gewarnt. Ich wußte, daß etwas Magisches in der Stadt passiert war und muß einfach davon ausgehen, daß es sich dabei um ein schwarzmagisches Phänomen handelte. Ich glaube einfach nicht daran, daß es sich bei dieser Person um eine weiße Hexe handelt, vergleichbar mit Jane.«

»Ja, ja, das kann hinkommen, muß aber nicht. Weißt du, ich wünsche mir nur, daß es bei dieser Spukerscheinung bleibt und diese verfluchten Reiter nicht echt sind.«

»Ja, etwas anderes kann man sich auch nicht…« Ich schwieg erschreckt und hörte noch den leisen Schrei der Horror-Oma. Urplötzlich standen wir beide im Dunkeln!

***

Sämtliche Lichter waren erloschen. So schnell, daß wir kaum etwas sagen konnten. Wir sahen nicht einmal die eigene Hand vor Augen, was sich rasch änderte, als wir uns an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Durch das Fenster schimmerte das grau wirkende Licht der Nacht. Lady Sarah wollte sich erheben, ich drückte sie leicht zurück.

»Nein, bleib sitzen.«

»Was willst du tun?«

»Ich schaue nach dem Sicherungskasten. Da ist bestimmt nur eine Sicherung herausgesprungen.«

»Meinst du?«

»Klar.« Diesmal hatte ich gelogen, denn ich rechnete diese Dunkelheit einem anderen Ereignis zu, aber ich wollte die Horror-Oma nicht beunruhigen.

Als ich Sukos Gestalt im offenen Türrechteck erkannte, wußte ich, daß ich mit meiner Vermutung recht gehabt hatte. Denn von der Straße her, wo die Laternen leuchten mußten, drang kein Lichtschein in das Haus.

Ich blieb stehen und hörte schon Sukos Kommentar. »Du brauchst nicht erst nach der Hauptsicherung zu schauen, John. Es hat keinen Sinn. Der Stromausfall ist total.«

»Moment…«

Er faßte mich an die Schulter und zog mich aus dem Haus. »Da schau es dir selbst an.«

Ich kannte Gegenden, in denen die nächtliche Finsternis normal war. Auf dem Land, wo kaum Häuser standen, in den Bergen oder den alten schottischen Mooren.

Das konnte man als normal hinnehmen, davor brauchte man sich auch nicht zu fürchten, weil es einfach natürlich war. Hier jedoch wirkte alles anders.

Eine normale Straße in der Nacht, das sah ich als befremdend und auch irgendwie unheimlich an.

Ich betrat den Vorgarten. Nirgendwo brannte Licht. Keine Laterne war erleuchtet und auch hinter den Fenstern der Häuser schimmerte keine Helligkeit.

Wie tot und ausgestorben wirkte die Gegend, und das Fahrzeug, das durch die dunkle Straße rollte, kam mir vor wie ein Fremdkörper. Die Ruhe war geisterhaft geworden und konnte durchaus auf das Gemüt der Menschen drücken.

Vom Haus her hörte ich Sarah Goldwyns Stimme. »Auch das Telefon funktioniert nicht mehr.«

Für einen Moment preßte ich die Lippen zusammen und spürte den Schauer auf meinem Rücken. Jetzt waren wir tatsächlich mitten in London von der Umwelt abgeschlossen. Ich glaubte immer weniger daran, daß der Grund für den Stromausfall eine natürliche Ursache

besaß. Daran mußten die Dacs gedreht haben.

Auch den Nachbarn war diese Tatsache nicht entgangen. Nebenan öffneten sich Türen und Fenster.

»Was ist das denn für eine Schweinerei?« brüllte ein dicker Mann, der seine Figur in einen Bademantel gewickelt hatte. Er sah mich und kam auf mich zu. »He, Sie!«

»Stromausfall!« erklärte ich. »Aber total.«

»Scheiße, ausgerechnet jetzt.«

»Gehen Sie wieder ins Bett, das ist besser. Vielleicht ist der Schaden in wenigen Minuten behoben.«

Er hob die Schultern und drehte sich um, auch weil ein Motorradfahrer am Straßenrand hielt. Der junge Fahrer wohnte zwei Häuser weiter. Er nahm seinen Helm ab und rief: »Überall ist es dunkel. In ganz Mayfair muß der Strom ausgefallen sein. Das liegt bestimmt am Verteilerwerk.«

Ich lief auf ihn zu, bevor ihn andere Bewohner erreichen konnten.

»Haben Sie etwas gesehen?«

Er lachte mir ins Gesicht, ich roch eine Fahne. »Gesehen? Was denn?«

»Ich meine, ist Ihnen etwas aufgefallen? Haben Sie Menschen gesehen, die anders aussahen?«

»Grüne Männchen, wie?«

»Ja, so ähnlich.«

»Nein, Mister, soweit ist es noch nicht.« Er tippte gegen seine Stirn. »Ich bin doch nicht verkalkt.«

»Ja, schon gut.« Ich ging wieder zu Suko und Lady Sarah. »Der Hinweis auf das Werk war recht gut. Wo befindet sich denn diese Zentrale?«

»Willst du dahin?« fragte Suko.

»Ja, da kann ich sie vielleicht stellen.«

»Okay, ich habe nichts dagegen.«

»Ich erkläre dir das«, sagte die Horror-Oma.

Gespannt lauschte ich ihren Worten. Sie sprach leise, damit die anderen es nicht mithörten.

»Danke, das reicht. Dann fahre ich jetzt hin.«

»Ohne den Gral?« rief Suko mir nach, als ich schon einige Schritte entfernt war.

Ich überlegte kurz. »Vielleicht ist er bei dir besser aufgehoben, Suko.«

»Wenn du meinst.«

»Die Dacs haben wir bestimmt nicht ohne Grund hier zuerst gesehen. Vielleicht kehren sie zurück.«

»Dann mach mal.«

Ich winkte noch einmal und kletterte in meinen Rover. Zum Glück war die Magie nicht so stark, als daß sie auch die Fahrzeuge erwischt hätte. Ich konnte starten und fahren.

Den Magen spürte ich wie einen Klumpen. Barbaren in London, dachte ich. Wann hatte es das schon einmal gegeben…?

***

Sheila hörte das Krachen, als die große Sicherheitsscheibe zerbrach.

Die Scherben wirbelten in den Raum, und mit ihnen drangen die beiden Barbaren ein.

Sheila hatte sie vor Sekunden entdeckt. Sie waren in dem Garten erschienen und vom Licht der Lampen erfaßt worden. Bisher hatte sie nur von den Dacs gehört. Margareta hatte davon gesprochen und sie auch vor ihnen gewarnt. Nie hätte Sheila damit gerechnet, daß sich diese Krieger auch zeigen würden.

Doch nun war alles anders geworden!

Sie wollten sich rächen, sie hatten den Befehl, Leben zu zerstören, wozu sonst hätten sie ihre mörderischen und mit Nägel gespickten Keulen gebraucht.

Und Sheila war allein.

Sie hatte sich sowieso schon Vorwürfe deswegen gemacht, John Sinclair weggeschickt zu haben, nun bekam sie die Quittung, und sie glaubte auch nicht, daß es Nadine, die Wölfin, schaffte, diese beiden Kreaturen aufzuhalten.

Wenn die Keulen das Tier trafen, hatte es keine Chance zu überleben.

Die beiden stürmten in den Raum. Ihre Füße waren nackt. Es machte ihnen nichts aus, über die Glassplitter zu gehen. Nicht ein Tropfen Blut quoll aus der Haut.

Nadine stand an ihrer rechten Seite. Ihr Knurren hörte sich an, als wollten sie die Barbaren jeden Augenblick anspringen. Das aber konnte Sheila nicht zulassen. Zudem war ihr siedendheiß Johnny eingefallen, der in seinem Zimmer lag und wahrscheinlich schlief.

Den Jungen mußte sie ebenfalls in Sicherheit bringen.

Sheila fieberte innerlich. Die momentane Situation potenzierte sich für sie zu einer seelischen Tortur.

Glücklicherweise ließen ihr die beiden Eindringlinge Zeit. Sie waren wohl selbst ein wenig überrascht, denn sie durchschritten den großen Raum, ohne anzugreifen.

Dabei schauten sie sich um. Beinahe mechanisch bewegten sie ihre Köpfe. Die Blicke streiften dabei den einen oder anderen Gegenstand, als wollten sie ihn zersägen.

Plötzlich schlugen sie zu.

Für Sheila sah es so aus, als hätten sie einen Befehl bekommen.

Beinahe gleichförmig bewegten sie ihre schweren Keulen und zertrümmerten das, was ihnen im Weg stand.

Die Wohnungseinrichtung war weniger wichtig als das eben, dachte Sheila. Starr und stumm schaute sie zu, wie die beiden Dacs die

Einrichtung regelrecht zerhämmerten. Ein Keulenschlag traf die zahlreichen Flaschen auf der fahrbaren Bar, die eine nierenförmige Ausdehnung besaß. Das gute Stück stammte noch aus den fünfziger Jahren.

Erst gingen die Flaschen zu Bruch. Scherben und Alkohol flogen oder flossen zu Boden. Dann hämmerte die Keule auf den Untersatz, zerbeulte ihn erst, bevor ihn die Nägel zerrissen.

Der andere Dac malträtierte einen Sessel. Stoff blieb jedesmal an den Nägeln hängen, wenn er die Waffe zurückzog.

Sheila bekam eine Galgenfrist, die sie unbedingt nutzen wollte. Inzwischen hatte sie den Arm ausgestreckt und die Hand in das Fell am Hals der Wölfin gekrallt.

Nadine kannte diesen Griff. Wenn sie so angefaßt wurde, mußte sie zurückbleiben, auch wenn es ihr noch so schwerfiel.

»Komm, komm!« keuchte Jane und zerrte die Wölfin zurück. »Wir können hier nicht bleiben.«

Nadine knurrte. Sie stemmte sich zunächst gegen den Griff, denn sie wollte die beiden Eindringlinge packen, aber Jane kannte kein Pardon. Wenn sie das Tier nicht aus der Gefahrenzone brachte, konnte es von den Keulen zerschmettert werden.

Am besten wäre es für beide gewesen, das Haus zu verlassen.

Dann aber hätte sie ihren Sohn allein lassen müssen. Das war ein Ding der Unmöglichkeit.

So rasch es ging, lief Jane auf das Zimmer ihres Sohnes zu. Sie drückte die Tür nach innen, sah das Licht der Nachtischlampe und ihren Sohn auf dem Bett sitzen.

Er machte einen verschlafenen Eindruck, rieb seine Augen und fragte mit schwerer Stimme: »Was ist denn los?«

»Du mußt weg, komm!«

»Wieso, ich…«

»Komm schon!« drängte Sheila. Sie lief auf Johnny zu und umfaßte seinen Arm. Mit einem heftigen Ruck zog sie ihn vom Bett. Etwas schwankend blieb er stehen und fing in einer Reflexbewegung den Bademantel auf, den Sheila ihm zuwarf.

»Zieh ihn über – schnell.«

»Was ist los? Wohin gehen wir?«

»Aus dem Haus, Johnny. Wir…« Sheila verstummte, denn sie hatte die Schritte gehört.

Im Flur waren sie aufgeklungen und zeugten davon, daß beide Barbaren das Wohnzimmer verlassen hatten.

Sheila wollte sichergehen, schaute noch einmal aus dem Zimmer und erkannte die leicht schwankenden Gestalten der näher kommenden Eindringlinge. Sie wußten genau, wo ihre Opfer zu finden waren und hatten den Weg zur Haustür versperrt.

Sheila rammte die Tür wieder zu, drehte sich und preßte sich mit dem Rücken dagegen.

Die Wölfin kratzte mit ihren Füßen am Holz. Johnny war blaß geworden und fragte: »Was ist denn los, Mum?«

»Wir können nicht mehr fliehen. Der Weg zur Tür ist versperrt.«

»Vor wem willst du weglaufen?«

»Es sind die Dacs.«

»Wer bitte?«

Sheila schüttelte den Kopf. »Johnny, ich kann dir die Zusammenhänge nicht erklären. Laß dir nur gesagt sein, daß wir uns in Lebensgefahr befinden. Hast du verstanden? In Lebensgefahr!«

»Ja, ich weiß.«

»Geh zum Fenster, Johnny! flieh in den Garten und lauf weg!«

Der Junge rührte sich nicht.

»Was ist mit dir?«

»Ich komme nach. Mach schon!« Sheila stieß die Worte keuchend und gehetzt aus.

Ihr Sohn hatte längst bemerkt, wie ernst es seiner Mutter war. Er öffnete das Fenster in dem Augenblick, als der erste Schlag der Keule von außen gegen die Tür wuchtete.

Mit einem Satz warf sich Sheila vor. Sie dachte an die verdammten Nägel, die das Holz durchaus zerhämmern konnten, drehte sich und sah, daß die Tür bereits in der Mitte Risse zeigte.

Hart klackte die Klinke nach unten, als hätte sich jemand dort schwer aufgestützt.

Dann flog die Tür auf.

Zu zweit drangen sie in den Raum.

Johnny saß auf der Fensterbank und hatte den Sprung nach draußen noch nicht geschafft. Sheila war noch weiter zurückgewichen, doch einer der beiden hob bereits seine mörderische Waffe zum Schlag…

***

Ich hatte mir den Weg nicht aufgeschrieben, ihn jedoch gut behalten.

Sarah Goldwyn konnte ausgezeichnet erklären, davon profitierte ich jetzt.

Auf der Fahrt hatte ich den Eindruck, durch eine Geisterstadt zu rollen. Das gesamte Stadtviertel lag ohne Strom da. Die Menschen wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Viele hatten ihre Wohnungen und Häuser verlassen, standen auf den Gehsteigen in Gruppen zusammen und diskutierten erregt.

Nur die Autoscheinwerfer gaben der Szenerie einen gespenstischen Touch.

Auch die Lichter des Rover warfen einen bleichen Teppich, an dem ich mich orientieren konnte.

Bei mir kam der Eindruck auf, durch eine Geisterstadt zu rollen.

Die nicht mehr leuchtenden Laternen am Straßenrand wirkten wie bleiche Metallskelette.

Die Menschen hatten bereits reagiert und in den Wohnungen Kerzen angezündet. Ich sah den flackernden Schein hinter den rechteckigen Ausschnitten der Fenster.

Auch die bleichen Lichtarme der eingeschalteten Taschenlampen huschten durch Wohnungen oder glitten wie bleiche Geistwesen an Hauswänden und Fenstern entlang.

Sehr schnell hatten sich auch Jugendliche zusammengefunden, die diese ungewöhnliche Stimmung liebten und den entsprechenden Rabatz machten. Zweimal begegneten mir Polizeistreifen. Die Wagen waren voll besetzt. Sie schlichen durch die Straßen und kamen mir dabei vor wie auf der Lauer liegende Raubtiere.

Das kleine E-Werk lag in einem umzäunten Gebiet. Direkt an einer Straßenkreuzung war das Gelände nicht nur umzäunt, sondern auch umpflanzt worden.

Ich mußte um die Kurve fahren, sah auf der anderen Seite einen kleinen Industriebetrieb, eine Druckerei, deren Leuchtstoffröhrenschrift auch erloschen war. Von der Straße zweigte eine Zufahrt ab.

Ein Schild warnte Unbefugte davor, das Gelände zu betreten. Ich sah mich als befugt an und lenkte den Rover hinein. Normalerweise war das mit Maschendraht bestückte Gittertor verschlossen. Das war auch an diesem Tag der Fall, aber es hing schief in den Angeln.

Auf dem Gelände lag alles in völliger Ruhe. Da summten keine Leitungen mehr, die zwischen den Transformatoren gespannt waren, es war still wie auf dem Friedhof.

Neben dem halbzerstörten Tor war das Maschendrahtgitter durchtrennt worden. Die Drähte sahen aus wie verfilzte Spinnweben. Ich wühlte den Rover hindurch und ließ ihn auf dem Gelände ausrollen.

Als ich ausstieg, fuhr mir ein kalter Hauch über den Nacken.

Rechts von mir sah ich den Schatten einer dunklen Backsteinwand.

Dort stand ein Transformatorenhäuschen, in dem die Eisentür deshalb auffiel, weil ein roter Blitz von oben nach unten zuckte und Unbefugten den Eintritt verwehrte.

Ich war zwar nicht befugt, aber das waren die Krieger aus Aibon auch nicht gewesen. Sie hatten die Tür eingetreten! Ich zog meine Beretta und näherte mich dem Ziel sehr vorsichtig und auf leisen Sohlen.

Nichts klang mir aus dem Innern entgegen. Bis auf einen stinkenden Brandgeruch, der darauf hindeutete, daß irgendwelche Kabel bei dem Kurzschluß verschmort waren.

Keine unmittelbare Gefahr. Deshalb schob ich mich blitzschnell in das Haus hinein, duckte mich und wartete ab. Mein eigener Atem fuhr in die vor mir liegende Stille. Nirgendwo sah ich einen Schatten, der sich bewegt hätte.

Eine Minute kann lang werden, wenn man wie ich in der Dunkelheit hockte und wartete.

Als sie um war, holte ich meine kleine Leuchte hervor. Der lichtstarke Strahl wanderte geisterhaft bleich durch das Innere des Raumes – und traf ein Ziel.

Mein Herz schlug schneller, als ich den Mann sah, der regungslos auf dem Boden lag.

Er trug noch seine blaue Arbeitskleidung. Das war zu erkennen.

Mehr eigentlich nicht.

Zum erstenmal sah ich einen Menschen, der von diesem verfluchten Keulenschlag erwischt worden war.

Ich leuchtete über ihn hinweg und spürte das Kribbeln im Nacken, das Gefahr ansagte.

Auf der Stelle fuhr ich herum, ließ den Lampenstrahl in Richtung Tür stechen und sah das Monstrum.

Er stand geduckt. Durch die Kappe auf seinem Schädel wirkte der Kopf wie eine abgeplättete Halbkugel. Mit der rechten Hand schwang er die Keule.

Das mußte der Killer des Menschen sein, der hinter mir lag. Wut und Zorn schossen in mir hoch. Die Kälte auf meinem Rücken nahm zu, ich ballte die linke Hand zur Faust, während ich die Rechte mit der Beretta in Richtung Ziel drehte.

Der Barbar reagierte nicht. Er stand da und starrte gegen die Waffe. Es war auch möglich, daß er sie nicht kannte, noch nie zuvor gesehen hatte und nicht wußte, welch eine Gefahr aus ihr hervorschießen konnte.

Ich ging auf ihn zu und sprach ihn gleichzeitig an. »Hast du den Mann getötet?«

Der Barbar, bewegte sich kaum, als er mich hörte. Vielleicht veränderte sich seine Haltung etwas, die Keule schwang nach wie vor weiter.

Wieder sprach ich ihn an.

Ich bekam eine Antwort. Nur anders als ich mir vorgestellt habe.

Plötzlich schnellte er auf mich zu. Dabei gab es einen röhrenden Schrei ab, hob den rechten Arm mit der Keule und wollte mir mit dieser Waffe den Schädel zerschmettern.

Ich schoß.

Im blassen Mündungsfeuer erschien der Heranspringende vor mir wie eine Projektion. Die geweihte Silberkugel verschwand im Fell, erwischte die Brust und sein Sprung, der mit einem Mord hätte enden

sollen, wurde schlagartig unterbrochen.

Bevor er mich erreichen konnte, fiel er auf die Knie. Die Keule schleifte über den Boden, kratzende Geräusche erreichten dabei meine Ohren. Ich hielt die Waffe gesenkt und war bereit, noch einen zweiten Schuß abzugeben. Nicht mehr nötig. Regungslos blieb der Barbar vor meinen Füßen liegen. Ich wollte sehen, was mit ihm los war und leuchtete deshalb sein Gesicht an. Es hatte eine andere Farbe bekommen. Ein grüner Streifen hatte sich wie ein Schleier über die braune Haut geschoben und ließ das Gesicht fremd, kalt und tot aussehen.

Mit der Mündung fuhr ich über die Haut hinweg. Sie knisterte, so dünn war sie geworden. Als ich den Druck verstärkte, konnte ich den Lauf durch die Haut in den Kopf hineinschieben.

Zuerst begriff ich nicht, dann schaute ich nach und stellte fest, daß unter der Haut die Köpfe hohl waren. Kein Blut, kein Knochen, keine Sehnen, weder Adern – nichts.

Leere unter einer Schale!

Das also war Aibons Barbarenbrut. Monstren, die Robotern glichen, die selbst nicht in der Lage waren, zu denken, denen man alles vorsetzen mußte, die Befehle bekamen und sie dann ausführten.

Fragte sich nur, wer die Befehle gab und diese widerlichen Kreaturen auf die Erde geschickt hatte.

Etwa Margareta?

Ich erhob mich schulterzuckend und schleifte die Hülle des toten Barbars vom Eingang weg zur Seite. Im toten Winkel neben der Tür ließ ich ihn liegen.

Noch einmal vergegenwärtigte ich mir das Bild der heranreitenden Horde innerhalb des Himmels. Ich habe sie nicht zählen können, mußte jedoch davon ausgehen, daß sich auch andere Mitglieder der Mörderhorde in der Nähe aufhielten.

Daß sie die Stromzufuhr für den Ortsteil Maifair unterbrochen hatten, konnte ein Zufall sein, mußte aber nicht. Jemand, dessen Pläne ich nicht kannte, steuerte diese Wesen. Ich glaubte daran, daß auch andere Stadtteile irgendwann lahmgelegt wurden.

Mit Maifair hatte man begonnen. Vielleicht sollten Soho, Kensington, Chelsea und wie sie alle hießen, noch folgen. Die Vorstellung dessen ließ meine Kehle trocken werden.

Ich verließ das kleine Haus, blieb an der Wand stehen und holte das Kreuz hervor. Griffbereit steckte ich es in die rechte Tasche.

Mich würde interessieren, wie die Barbaren auf den Anblick reagierten. Bei der Aibon-Magie verlor das Kreuz zwar seine Wirkung nicht, es veränderte sich allerdings und nahm, wenn es damit in einen direkten Kontakt geriet, eine leicht grünlich schimmernde Farbe an.

Irgendwo hupte jemand. Ich konnte durch den Zaun auf die Straßen

schauen. Wagen rollten vorbei. Irgendwann in den nächsten Minuten würden bestimmt die Männer vom Notdienst kommen, um sich den Schaden anzusehen. Wenn dann der eine oder andere Barbar noch auf dem Gelände lauerte, konnte es für die Menschen sehr bitter werden.

Deshalb war es besser, wenn ich attackiert würde.

Ein Fahrzeug rollte in eine scharfe Rechtskurve und nahm die letzten Yards zum zerstörten Tor. Dicht davor hielt der Wagen. Es mußten die Männer vom Reparaturtrupp sein, die aus dem deutschen VW-Transporter stiegen und sich lautstark über das zerstörte Tor unterhielten.

Ich lief ihnen entgegen. Als ich im Licht der Scheinwerfer erschien, wurde ich angesprochen.

»He, was machen Sie hier?«

»Bitte, fahren Sie wieder zurück!«

Einer lachte mich an. »Du bist wohl irre, Mann. Wir sind gekommen, um uns den Schaden zu besehen.«

»Fahren Sie weg! Es ist für Sie zu gefährlich. Los, machen Sie schon!«

»Ich glaube, es hackt. Wer bist du überhaupt?« Der Frager wurde schnell ruhig, als ich ihm meinen Ausweis präsentierte. Er starrte das in eine Hülle eingeschweißte Dokument an und zuckte einige Male mit den Mundwinkeln. »Also Polizei…?«

»Genau.«

»Was ist geschehen? Haben Terroristen unseren Verteiler hier lahmgelegt?«

Die Vermutung gefiel mir, deshalb bestätigte ich die Worte durch ein vorsichtiges Nicken.

Die Männer schluckten. »Sind Sie noch in der Nähe?«

»Es kann sein. Deshalb fahren Sie zurück.«

»Wir müssen aber Meldung machen.«

»Das können Sie auch. Wichtig ist nur, daß Sie hier verschwinden. Fahren Sie um Himmels willen weg.«

Ihr Lächeln wurde unsicher. Der Fahrer ging zuerst. Er hatte die Tür kaum aufgezogen, als es geschah.

Plötzlich waren zwei Barbaren da. Wo sie sich versteckt gehalten hatten, war nicht herauszufinden gewesen. Einer lief aus der Richtung herbei, wo ein Gürtel aus Büschen am Zaun hoch wuchs.

Der zweite war auf das Dach des Wagens geklettert und stand dort wie eine wilde, verwegen aussehende und übergroße Comicfigur. Nur lebte dieser Barbar und war dabei, seine Lanze auf den Fahrer zu schleudern…

***

In den alles entscheidenden Augenblicken, die Sheila über den Kopf gewachsen waren, handelte Nadine.

Die Wölfin wollte nicht mehr gehalten werden. Sie wußte genau, daß es nun darauf ankam, Leben zu retten.

Nadine stieß sich ab. Sie sprang dem Krieger entgegen, bevor dieser mit seiner mörderischen Waffe zuschlagen konnte. Das weit aufgerissene Maul der Wölfin erwischte die Kehle des Barbaren.

Sheila drehte sich weg. Sie schrie ihrem Sohn zu, endlich zu verschwinden, der aber blieb auf der Fensterbank hocken und schaute starr zu.

Der Barbar konnte seine Waffe nicht mehr einsetzen. Nadine hatte ihn an einer empfindlichen Stelle erwischt. Ein knackendes Geräusch, dann kippte der Eindringling nach hinten. Er riß die Wölfin mit, die ihr Maul von seiner Kehle löste und zum nächsten Sprung ansetzte, weil sie den zweiten erwischen wollte.

Der schleuderte seine Lanze.

Er hatte die Waffe blitzartig aus dem Handgelenk geworfen; sie raste auf Nadine zu, die sich plötzlich duckte, so daß die Lanze nicht mehr voll traf, dafür wie ein feuriger Hauch durch ihr Fell glitt, ohne den Körper ernstlich zu verletzen.

Die Waffe besaß soviel Schwung, daß sie bis in Johnnys Zimmer fegte und dort schräg in den Teppichboden hämmerte, in den sie einen breiten Schlitz riß.

In den folgenden Augenblicken handelte Sheila rein instinktiv und ohne nachzudenken. Sie merkte kaum, daß sie sich bückte und die Lanze an sich riß. Mit beiden Händen hielt sie den Schaft fest, drehte sich dabei und sorgte dafür, daß die Spitze der Waffe in Richtung Tür wies.

Durch die stürmte der Barbar!

Bewußt hatte es Sheila nicht gewollt, aber durch seine Wut war er nicht in der Lage, seine Bewegung zu stoppen. Er rannte förmlich in die Waffe hinein.

»Uaaaggrrhhh…!«

Sheila hörte den schlimmen Ruf. Der Barbar bewegte zuckend seine Arme, taumelte zurück, und die Frau ließ den Schaft los, als wäre er kochend.

Im Flur blieb der Barbar liegen, dicht neben Nadine, die aus ihren menschlich wirkenden Augen in sein Gesicht schaute.

Sheila stand da, ohne ein Wort zu sagen. Sie bekam kaum mit, daß sich Johnny von der Fensterbank löste und zu ihr kam. Er hatte sie mittlerweile größenmäßig erreicht, legte der Mutter eine Hand auf die Schulter und merkte, wie Sheila zusammenzuckte.

»Schau dir das an, Mum, schau es dir an!«

Sheila wußte, was ihr Sohn meinte. Aus der Wunde des Barbaren quoll nicht ein Tropfen Blut. In diesem Körper steckte keine Flüssigkeit. Er bestand nur aus einer Hülle, über die das Fell gezogen

war.

Nadine schien die Worte verstanden zu haben. Die Wölfin hob einen Fuß an und drückte die Pfote dicht neben die Wunde auf den Körper. Dort brach sie ein wie bei einer dünnen Eisschicht.

Sheila Conolly hob ihre Hand an und preßte sie gegen den Mund.

Sie wollte reden, lachen, weinen, alles gleichzeitig tun, nur schaffte sie nichts davon.

Stumm stand sie auf dem Fleck und dachte daran, daß sie trotz allem lebte. Nadine hatte sie gerettet!

Johnny ging zum Fenster und schloß es. »Mum, ich hörte das Klirren. Ist die große Scheibe im Wohnzimmer…?«

»Ja, diese Monstren haben sie zerstört.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht, Johnny. Wir… wir müssen auf deinen Vater warten, glaube ich.«

Der Junge schluckte. »Wo steckt Daddy eigentlich?«

Sheila antwortete mit tonloser Stimme. Ihre Blicke hatten eine gewisse Leere bekommen. »Er ist leider weit weg, mein Junge.«

»Wann kehrt er zurück?«

»Ich weiß es nicht.« Sie ging auf Johnnys Bett zu, senkte den Kopf und preßte eine Hand vor die Augen, weil der Junge ihre Tränen nicht sehen sollte.

»Du weinst?«

Sie nickte.

»Was ist mit Dad?«

»Man hat ihn entführt.«

Johnny, der selbst Furcht hatte, wollte seine Mutter in diesem Augenblick trösten. Er legte seinen Arm um sie und fragte leise: »Willst du es mir nicht sagen?«

»Ja!« Sie nickte. »Ja, ich werde es dir sagen. Man kann nicht immer schweigen. Du bist älter geworden, du mußt es einfach wissen. Ich bin auch keine Maschine.« Dann brach es aus ihr hervor. Sie redete, wie Johnny es noch nie zuvor bei seiner Mutter erlebt hatte. Alles mußte sie loswerden. Dabei zitterte sie am gesamten Körper, wischte den Schweiß ihrer Handflächen am Stoff auf den Oberschenkeln ab, fuhr mit der Zungenspitze über die Lippen und unterbrach ihre hastig gesprochenen Worte immer wieder durch ein Schluchzen.

Sie spürte nicht die streichelnde Hand ihres Sohnes, der sie durch diese Geste trösten wollte. Sheila saß in ihrem Haus und befand sich trotzdem wie auf einer Insel, die nur ihr allein gehörte.

Irgendwann schneuzte sie die Nase, wischte die Augen trocken und schaute auf Nadine, die zwischen den beiden toten Barbaren hockte. »Jetzt weiß ich nicht mehr, Johnny, was ich noch machen soll. Wirklich nicht.«

»Was ist denn mit Onkel John?«

Sheila ließ sich Zeit mit ihrer Antwort. »Ich bin schuld, ich habe ihn aus dem Haus geworfen.«

»Das war nicht ernst, Mum.«

»Doch, zu dem Zeitpunkt schon. Da war ich der Ansicht, daß er deinen Vater hätte retten können. Er brauchte nur sein Kreuz abzugeben. Jetzt bin ich mir unsicher geworden. Ich weiß nicht mehr, was ich noch machen soll, Junge.«

»Ich könnte ihn ja anrufen, Mum.«

Sheila lächelte. »Das ist sehr lieb von dir, mein Junge. Sehr, sehr lieb. Aber ich glaube, daß es doch meine Sache ist.« Sie stand auf und merkte, wie ihre Knie zitterten.

Johnny folgte seiner Mutter durch den Flur in den Wohnraum, wo der Wind durch das zerstörte Fenster wehte und die zahlreichen Scherben auf dem Boden im Licht der Lampen glänzten.

»Gib acht, Johnny, daß du dich nicht verletzt.«

»Klar, Mum.«

Sheila war schon komisch zumute, als sie die Nummer des Geisterjägers eintippte. Es war ein Versuch, mehr nicht. Die Chancen, John zu erreichen, standen schlecht.

Sie bekam auch keine Verbindung.

»Hast du nicht erzählt, daß auch Jane Collins entführt worden ist, Mummy?«

Sheila hielt den Hörer noch in der Hand. »Ja, das stimmt.«

»Vielleicht versuchst du es mal bei Sarah Goldwyn.«

Sheila lächelte ihrem Sohn zu. »Ich glaube, du willst mal in die Fußstapfen deines Vaters oder Onkels treten, wie?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Abwarten.« Sheila wählte erneut und wunderte sich, daß der Ruf nicht durchkam. Sie schüttelte den Kopf, versuchte es erneut, hob die Schultern und sagte leise: »Nichts, mein Junge. Es hebt niemand ab. Der Ruf kommt zudem nicht durch.«

»Dann ist die Leitung gekappt.«

»Das scheint mir auch so zu sein.« Sie blickte ihren Sohn an. »Meine Güte, Johnny, was kommt da noch alles auf uns zu…?«

Der Junge schwieg. Auch er hatte Angst, die er seiner Mutter gegenüber nicht zeigen wollte. Deshalb drehte er sich um, bückte sich und streichelte das Fell der Wölfin.

Nur sie sah die Tränen auch in seinen Augen…

***

»Hoffentlich geht das gut«, flüsterte Sarah Goldwyn, »hoffentlich.«

Sie nickte einige Male, bevor sie den Satz vollendete. »Wenn nicht, dann habe ich John in den Tod geschickt.«

Suko schüttelte den Kopf. »So darfst du nicht denken, Sarah. Er hat fahren müssen.«

»Und was ist mit uns?«

»Wir sind hier gut aufgehoben.«

»Ja, in Sicherheit!« Sie bewegte sich derart heftig, daß die Ketten vor ihrer Brust gegeneinander klirrten.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich glaube, da machst du einen Fehler, Sarah. In Sicherheit sind wir hier auch nicht. Denk nur daran, daß die Barbaren über uns erschienen sind. Sie kamen wie eine Horde aus dem Jenseits. Wir haben sie gesehen. Vielleicht *nur* wir. Und das muß seinen Grund gehabt haben.«

»Nur wir besitzen die Waffen, auf die es ihnen ankommt, Suko. Der Gral steht hier…«

Da Sarah die Worte sehr langgezogen ausgesprochen hatte, war Suko mißtrauisch geworden. »Was meinst du damit? Glaubst du daran, daß wir Lockvögel sind?«

»Genau. Sie wollten das Kreuz und den Gral. Ich weiß nicht, weshalb. Wenn der Wille dermaßen groß ist, werden sie alles daransetzen, um ihn zu rauben.«

»Da kannst du recht haben.«

»Ich habe sogar recht.«

»Okay, Sarah, dann möchte ich dich bitten, im Haus zu bleiben. Derweil schaue ich mich draußen ein wenig um. Ich hoffe auch, daß wir bald den Strom zurückbekommen.«

»Nein, nein, das kannst du dir abschminken. Wenn dieses kleine Kraftwerk von den Barbaren außer Betrieb gesetzt worden ist, werden sie auch dort bleiben und überwachen.«

»Dann treffen sie auf John!«

»Das ist ja das Schlimme.«

»Ich bitte dich, Sarah.« Suko legte ihr die Hände auf die Schultern und lächelte. »So darfst du nicht denken, wirklich nicht. John Sinclair ist kein Kind mehr. Denk daran, was wir schon alles hinter uns haben, gegen wen wir gezwungen waren, zu kämpfen…«

»Stimmt, Suko, doch diese Dacs aus Aibon bereiteten mir persönlich Angst und ein Unbehagen, wie ich es selten erlebt habe. Ja, ich fürchte mich vor ihnen, hast du den Anführer gesehen?«

»Sicher.«

»Wer soll ihn stoppen?«

»Wahrscheinlich wir«, erwiderte der Inspektor trocken. »Oder kennst du andere?«

»Nein.«

Suko streichelte über ihre Wange. »Okay, Sarah, ich bin vor der Tür.«

Sie ließ ihn gehen. Als Suko nach draußen trat, überkam ihn wieder der Eindruck, in ein Gebiet zu gehen, das überhaupt nicht zu einer

pulsierenden Millionenstadt wie London gehörte. Es war die Insel ohne elektrisches Licht, aber die Menschen hatten trotzdem vorgesorgt, Kerzen angezündet und sie innen auf die Fensterbank gestellt sowie in den Räumen verteilt. Ein warmer Schein füllte die Scheiben und die Wohnungen der Mieter aus.

Die Straße war nicht leer. An manchen Stellen standen die Menschen noch in Gruppen beisammen.

Zwei Männer kamen auf Suko zu, nickten grüßend und hatten Fragen. »Wieso, Mister, ist es zu diesem Stromausfall gekommen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Sie sind doch Polizist.« Der Sprecher strich über seinen Oberlippenbart.

»Auch wir sind nicht allwissend.«

Der Sprecher senkte den Kopf, um Suko nicht in die Augen sehen zu brauchen. »Das weiß ich alles. Nur habe ich das Gefühl, daß Sie mir etwas verschweigen.«

»Was denn?«

Der Mann lachte unecht. Er bewegte sich zudem etwas hektisch.

»Es ist so. Ich sprach vorhin mit meinem Sohn. Der ist gerade zwölf Jahre alt. Sie wissen ja, Kinder in seinem Alter sind oft am späten Abend noch auf den Beinen.«

»Natürlich. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Bitte, lachen Sie mich nicht aus, aber mein Sohn war der Ansicht, etwas entdeckt zu haben.«

»Und was?«

»Am Himmel, Mister. Von seinem Fenster aus hat er gesehen, daß sich über den Häusern etwas abzeichnete. Das waren keine Wolken, denn dieses Bild hatte eine Gestalt angenommen. Es muß sich dabei um Geister oder Menschen gehandelt haben. Riesige Wesen, die ungewöhnlich aussahen und auf Pferden hockten. Steinzeitwesen fast. So jedenfalls hat es mir mein Sohn erzählt. Was sagen Sie dazu? Ich will Ihre ehrliche Meinung hören. Ich habe ihn zunächst ausgelacht, dann fiel der Strom aus, und jetzt stecke ich voller Zweifel.«

Suko wollte ihm nicht die Wahrheit sagen und formulierte eine Ausrede. »Es tut mir leid, daß ich da nicht mitreden kann, Mister. Aber ich kann Ihnen keine Erklärung geben.«

»Haben Sie denn diese Reiter auch gesehen?« wollte der zweite wissen.

»Ja und nein.«

»Was heißt das?«

»Es kann ein Spiel der Wolken gewesen sein, eine Halluzination. Sicherlich ist Ihr Sohn sehr phantasiereich und…«

»Nein, er steht mehr auf Computer. Ich kann ihm trauen, zudem besitzt er gute Augen.«

»Das will ich nicht bestreiten, aber sagen Sie selbst.« Suko lächelte etwas abwertend. »Können Sie daran glauben, Mister?«

»Im Prinzip nicht.«

»Dennoch zweifeln Sie jetzt?«

»Ja.«

»Ich würde Ihnen beiden vorschlagen, daß Sie sich zurück in ihre Wohnungen ziehen und abwarten, bis der Fehler im Umspannerwerk gefunden worden ist. Es dauert bestimmt nicht mehr lang.«

»Tut mir leid, für mich sind das Lippenbekenntnisse, Mister.«

»Eine andere Antwort können Sie leider von mir nicht bekommen, obwohl ich Sie Ihnen gern gegeben hätte.«

»Schon gut. Komm, Ralph, wir werden die nächste Stunde abwarten.«

»Machen Sie das.«

Suko schaute den Männern nach, wie sie den Gehsteig hinabgingen und dabei heftig diskutierten. Er jedenfalls glaubte nicht, sie überzeugt zu haben, und der ihm unbekannte Zeuge hatte mit seiner Beobachtung auch recht behalten. Es waren schließlich die Gestalten am Nachthimmel zu sehen gewesen, nur würde Suko das niemals zugeben, und damit die Angst der Menschen schüren.

Ob die Männer wieder in ihr Haus gegangen waren, konnte er nicht erkennen. Möglicherweise standen sie draußen vor der Haustür und behielten einen Teil der Straße unter Kontrolle, die nur hin und wieder von einem Fahrzeug befahren wurde.

Suko trat an die Grenze des Vorgartens heran und schaute sich den Himmel genaueren. In den letzten Minuten hatte sich dort nichts verändert. Nach wie vor wirkte er blaugrau, trotzdem unnatürlich hell, als wollte der Glanz der Sterne noch einmal zeigen, wozu er vor dem Anbruch des neuen Tages fähig war.

Der warme Wind fuhr in die Straße und fing sich zwischen den Hauswänden. Er wirkte erfrischend, roch anders, als wollte er eine Botschaft des Landes Aibon mitbringen.

Darauf konnte Suko verzichten. Sosehr Aibon ihm oft genug entgegengekommen war und ihn auch mit offenen Armen empfangen hatte, so stark widerte ihn inzwischen die Botschaft dieses Landes an. Aibon hatte sein Tor zum anderen Teil hin geöffnet und das entlassen, was dort seine Wohnstatt gefunden hatte.

Guywano?

Der Name des mächtigen schwarzmagischen Druiden kam dem Inspektor automatisch in den Sinn. Wenn vom negativen Teil des Reiches die Rede war, mußte man auf ihn stoßen. Nun aber hatte sich eine Person dazwischengeschoben, die Hexe Margareta!

Angeblich weißmagisch, auf irgendeine Art und Weise verwandt mit Jane Collins, wie sie behauptet hatte. Sollte man ihr das abnehmen? Suko wollte es nicht glauben, denn ihr Auftreten hatte das Erscheinen

der Barbaren gefördert und möglich gemacht.

Suko drehte sich um. Sein Blick streifte Lady Sarahs Haus. Die Tür war nicht wieder ins Schloß gefallen. Das Licht fand seinen Weg in die Freiheit.

Der Schatten der alten Dame erschien innerhalb des kantigen Streifens. »Nun?« fragte sie. »Hat es etwas Neues gegeben?«

»Nichts«, erwiderte Suko. »Nur die Menschen hier sind nach wie vor beunruhigt.«

»Verständlich – oder?«

»Sicher.«

»Willst du nicht ins Haus kommen?« Sarah drehte sich, erzeugte einen Luftzug, so daß auch die Lichtinsel in Bewegung geriet und an den Rändern zerfaserte.

»Nein, nein, Sarah. Bleib du in der Wohnung und gib acht, daß die Kerzen nicht verlöschen.«

»Das ist doch nicht dein Ernst.«

Suko lächelte zu ihr hinüber und schlenderte einige Yards in die entgegengesetzte Richtung.

Er nahm Straße, Gehsteige und die dort wachsenden Bäume sowie die Vorgärten und die Hausfassaden wie die Szenerie einer Bühne in sich auf. Bisher war sie kaum belegt. Die Akteure schienen hinter der Bühne auf den Auftritt zu warten.

Würden sie kommen?

Suko ging nicht mehr weiter, weil er sich von irgendeinem Ereignis abgelenkt und gestört fühlte. Er konnte nicht genau sagen, was es war, forschte nach, indem er sich suchend umblickte und nach Veränderungen Ausschau hielt.

Nein, an den Hausfronten war alles gleich geblieben. Auch in den Vorgärten und den Kronen, der oft über den Dächern hervorwachsenden Bäumen.

Trotzdem stimmte etwas nicht…

Es war der Wind, der sich gelegt hatte. Nichts bewegte sich mehr.

Kein Zweig und kein Blatt, das den Winter überdauert hatte. Starre war über diese in sich geschlossene Welt gekommen. Eine bedrückende Ruhe vor dem Sturm. Es rollte auch kein Fahrzeug mehr in diese Straße im Stadtteil Mayfair.

Im Westen lag der Hyde Park wie eine Wand, die den Lärm der Straßen schluckte. Im Osten brodelte Soho.

Die Bewegung war zunächst kaum zu erkennen. Suko wartete auch ab, was sich weit vor ihm auf der Straße tat. Es sah so aus, als wollten sich Wolken verschieben, aus denen sich immer stärker Gestalten hervorschälten.

Zunächst noch wirkten sie plump und unförmig, was sich sehr bald änderte, als sich ihre Konturen scharf von der grau daliegenden

Fahrbahn abhoben.
Suko erkannte sie.
Die Formation der näher kommenden Dacs glich einem Dreieck mit stumpfer Spitze, das sich immer weiter über die Fahrbahn schob und deren gesamte Breite einnahm.
Den Keil der Figur bildete dieser gewaltige Anführer mit seinem halben Totenschädel auf dem Kopf. Die Keule schwang er wie ein gewaltiges Pendel.
Die Barbaren waren zurückgekehrt, um ihr Versprechen einzulösen. Sie wollten die Zerstörung, und Suko spürte, wie eine unsichtbare Schnur seine Kehle allmählich zusammendrückte und ihm den Atem nahm…

***

Der rote Ryan war in Aibon ein Begriff! Jedenfalls in der Welt, die von vielen als ein Paradies angesehen wurde. Wollte man ihn vergleichen, so gab es nur die Figur des Papageno aus der Zauberflöte.
Auch Ryan war derart ungewöhnlich und bunt gekleidet, wobei er nie vergaß, auf seiner Flöte zu spielen und sein Kommen damit ankündigte.
Jane und Bill hatten die Melodie schon gehört, bevor sie die Gestalt sahen. Beide schauten sich an, lächelten, wobei in ihre Augen ein Ausdruck der Erlösung trat.
»Geschafft?« flüsterte Bill.
Jane winkte ab. »Wir müssen warten. Du kennst ihn ja auch und weißt nie, wie er reagiert.«
Da hatte Jane recht. Der rote Ryan verhielt sich oftmals sehr unterschiedlich. Manchmal stellte er sich direkt auf die Seite der Schwachen, dann wiederum schien ihm alles egal zu sein, wenn er sich mit einem Schulterzucken abwandte.
Keiner von ihnen hatte mitbekommen, welchen Weg er gegangen war. Als die Melodien sich vom Klang her verstärkten, sahen sie ihn, wie er sich aus dem Dämmer löste und seine Gestalt allmählich feste Umrisse annahm. Er hatte die Arme angewinkelt. Die gekrümmten Finger bewegten sich auf dem Instrument. Während er hineinblies, entlockte er der Flöte Tonfolgen, die zitternd, jubilierend und manchmal auch wehmütig die breite Palette eines Klangbildes beschrieben.
Wenn er musizierte, erzählte er eine Geschichte. Freude, Glück, aber auch Leid und Tränen kamen darin vor.
Eine Legende ohne Worte und dennoch für die meisten verständlich.
Etwa zwei Schritte vor den beiden blieb er stehen und bewegte während des Spiels seinen Oberkörper wie ein Fakir, der irgendwelche Schlangen beschwören wollte.

Die beiden schwiegen. Sie wußten, daß man den roten Ryan gewähren lassen mußte.

Auch in diesem Teil des Landes hatte er seine Kleidung nicht gewechselt. Auf den ersten Blick war nicht einmal festzustellen, ob sich die bunten Stücke aus Stoff, Leder oder Pflanzenresten zusammensetzen. Sie konnten alles sein und schimmerten naturfarben wie herbstliches Laub. Ein kräftiges Grün war ebenso vorhanden wie ein dunkles Braun oder ein tiefes Violett.

Auf dem Kopf leuchtete das wild wachsende Haar in einem rostigen Rot. Das Gesicht besaß eine gewisse Blässe, wie bei vielen Rothaarigen, aber auch der grüne Schimmer auf der Haut konnte nicht übersehen werden.

An den Füßen trug er weiche, mokassinartige Schuhe. Damit schaffte er es, sich lautlos zu bewegen.

Endlich nahm er das Mundstück von den Lippen weg und ließ sein Instrument sinken. Er sagte nichts, obgleich Jane und Bill ihm zur Begrüßung zunickten.

Starr schaute er sie an. Seine Augen besaßen grüne Pupillen, die von einer ebenfalls grünlichen, gläsern wirkenden Masse umgeben wurden. Dann lächelte er und sprach die ersten Worte. »Manchmal ist es für Menschen nicht gut wenn sie in ein Land hineingeraten, das zwischen den beiden großen Gegensätzen liegt.«

Bill gab ihm recht und fügte hinzu. »Vergiß nicht, daß wir nicht freiwillig hier sind.«

»Ich weiß. Margareta hat euch geholt.«

»Du kennst sie?«

»Sicher.«

Bill wollte mehr wissen. »Ist sie auch die Person, für die sie sich ausgibt?«

Der rote Ryan lächelte schmal. »Als was hat sie sich denn euch gegenüber ausgegeben?«

»Als eine Hexe!« erklärte Jane.

Der rote Ryan nickte. »Da hat sie nicht gelogen. Auch für uns ist sie eine Hexe.«

»So wie ich?« fragte Jane.

»Ich kenne dich nicht gut genug.«

»Eine weiße Hexe. Eine Person, die ihre Kräfte dafür einsetzt, um Probleme gutartig zu lösen.«

»Das sagt sie«, gab der rote Ryan lächelnd zurück.

»Aber es stimmt nicht – oder?«

Er hob die Schultern. »Was ist Lüge, was ist Wahrheit? Wer will das herausfinden. Ich kann euch allerdings bestätigen, daß sie eine herausragende Persönlichkeit ist. Sie hebt sich von vielen anderen gegenüber ab. In der Tat ist sie ein Begriff in diesem Land, aber sie

weiß selbst nicht, zu wem sie genau gehört. Aus diesem Grunde pendelt sie zwischen den beiden Teilen hin und her.«

Bill schnickte mit den Fingern. »Du meinst also, daß sie sich einmal in deiner Welt aufhält und dann wieder in dieser grausamen, in der Guywano herrscht.«

»Richtig.«

»Uns gegenüber«, sagte Jane, »hat sie so getan, als käme sie aus deiner Welt, aus dem Druiden-Paradies.«

»Vielleicht war es auch so.«

Jane und Bill merkten, daß der rote Ryan nicht mehr zu diesem Thema sagen wollte oder konnte. Deshalb drehten sie das Gespräch in eine andere Richtung.

»Wir wollen offen sein. Ryan«, sagte Bill. »Man hat uns nach Aibon entführt. Die Gründe sind einfach…«

»Ich kenne sie!« lächelte der rote Ryan.

»Woher?«

»Der Wind in diesem Lande hat viele Stimmen. Er flüstert mir die Botschaften zu und hat mir auch erklärt, wo ich euch finden kann. Ich konnte kommen, denn die Dacs sind verschwunden. Sie hätten mich sonst getötet.«

»Der Wind also. Nicht die Elfen?«

»Vielleicht…«

»Dann weißt du«, sagte Jane, »daß John Sinclair sein Kreuz nicht abgegeben hat. Margareta steht allein. Sie hat uns verlassen. Sie hätte uns zurückbringen können. Jetzt stehen wir allein. Wer aber bringt uns dann wieder in unsere Welt. Du, Ryan?«

»Ich könnte es versuchen.«

»Deshalb bist du doch gekommen – oder nicht?« erkundigte sich Bill Conolly.

»Nicht ganz, es gab für mich tatsächlich einen zweiten Grund.« Er drehte den Kopf und schaute in die Weite dieses kargen Landes hinein. Sein Blick verlor sich dabei.

Bill, der eine Frage stellen wollte, wurde von Jane angestoßen. »Laß ihn reden!« wisperte sie.

»Ich wollte diejenige Person zur Rechenschaft ziehen, die gemordet hat«, erklärte er. »Es sind zahlreiche Elfen und Trooping Fairies umgebracht worden. Ich fand ihre Gebeine in den weiten Ebenen des Landes und auch in den tiefen Wäldern. Ich sah sie liegen, und Trauer umflutete mein Herz. Ich wußte nicht, wer der Mörder war, der in unser Paradies eindrang und diese Schandtaten beging. Er hatte nie Spuren hinterlassen, war nie gesehen oder bemerkt worden. Etwas furchtbar Böses mußte die Grenze zu unserem Paradies überschritten haben, und wir wußten nichts davon. So setzten wir uns zusammen und überlegten. Wir kamen zu dem Entschluß, daß es eine Person sein

mußte, die sich in beiden Teilen des Landes bewegen konnte. Diese Person wollte ich suchen.«

»Margareta!« stieß Bill hervor. »Die angeblich weiße Hexe. Nicht wahr, so ist es doch?«

»Ja, du hast recht. Es war Margareta. Sie verfolgte gewaltige Pläne. Nicht nur, daß sie in Aibon durch beide Welten wanderte, nein, es gelang ihr auch, den Weg zur Erde zu finden, denn eine andere aus diesem Reich hatte sich damals der Hölle verschworen und auf der Erde ihren Platz gefunden. Du mußt sie kennen, Bill Conolly, denn du trägst ihr Stigma auf der Brust.«

»Alva!« hauchte Bill und spürte, wie die dicke Gänsehaut seinen gesamten Körper erfaßte.

Ruhig nickte der rote Ryan. »In der Tat war es die Hexe Alva, die ihren Weg änderte. Sie wollte nicht mehr in Aibon leben, ihre Macht war ihr zu gering. Sie und Margareta kannten sich gut. Bevor Alva ging, weihte sie Margareta, eine Schülerin und Freundin, in die Geheimnisse ein. Ich muß zugeben, daß sich Margareta sehr gut verstellen konnte. Lange Zeit hat sie nichts getan, dann aber begannen die Morde. Sie besitzt sehr starke Kräfte, und sie hat sich heimlich mit den Barbaren, den Dacs, verbündet.«

»Was wollte sie erreichen?«

»Macht über beide Teile des Reiches.«

»Und Guywano?«

Der rote Ryan lächelte Bill zu. »Er wird sie unterstützt haben, und er blieb zurück. Ich glaube, daß sie den gleichen Weg gegangen ist wie ihre Lehrmeister und Aibon verriet. Es war ihr alles nicht genug, denn sie als weiße Hexe wollte noch mehr besitzen. Das Kreuz eures Freundes John Sinclair und auch den Dunklen Gral, der auch bei uns bekannt ist. Deshalb hat sie euch entführt. Dich wegen des Stigmas, Bill, und dich Jane, weil du ihr angeblich so ähnlich bist.«

»Nein!« widersprach die Detektivin. »Ich bin ihr nicht ähnlich. Möglicherweise war ich das einmal aber es ist vorbei. Die Zeiten sind um Ryan.«

»Das weiß ich.«

»Okay«, sagte Bill. »Kommen wir wieder zu Margareta. Können wir sie noch hier in Aibon finden?«

»Nein, sie hat das Land längst verlassen. Wahrscheinlich merkte sie, daß ihr nicht mehr wichtig wart. Sie hat euch den Dacs überlassen, aber nicht mehr an Bills Stigma gedacht. Die Barbaren sind ein reines Kriegervolk und dabei sehr abergläubisch. Sie können sich mit Menschen nicht verständigen, sie wollen nur zerstören, aber auch sie besitzen so etwas wie eine Religion oder eine Achtung vor gewissen Dingen. Als sie das Stigma auf deiner Brust sahen, da dachten sie sofort an Alva, denn es war ihr Zeichen, und sie glaubten nun, daß du

zu ihr gehören würdest. Deshalb mußten sie dein und das Leben deiner Begleiterin schonen.«

»Jetzt verstehe ich so einiges«, flüsterte Bill und räusperte sich.

»Aber etwas ist mir noch immer unklar. Woher hast du das alles gewußt, was mit uns geschehen sollte?«

»Ich sagte euch schon, daß der Wind in diesem Land aus zahlreichen Stimmen besteht, die mir und meinen Freunden die entsprechenden Botschaften zuflüstern.«

Jane Collins hob die Schultern. »Das hast du wieder dermaßen überzeugend erklärt, Ryan, wir nehmen es dir ab.«

Der rote Ryan hob die Schulter, während sich auf seinen Lippen ein schmales Lächeln zeigte.

Bill war unruhig geworden. »Was hast du jetzt vor? Wie sehen deine Pläne aus?«

»Ich habe meinen Freunden versprochen, den Mörder oder die Mörderin zu finden. Ich werde dieses Versprechen unter allen Umständen einhalten, das könnt ihr mir glauben.«

»Dazu müßtest du fort von hier!«

»Ja, Bill.«

»Und du weißt«, fragte Jane, »wo sich diese Person aufhält?«

»Auf eurer Erde. In London. Zusammen mit den Dacs. Vergeßt nie, daß sie an das Kreuz und an den Gral heranwill. Es wird sehr einfach sein, sie zu finden. Ich muß mich nur dort aufhalten, wo sich John Sinclair befindet.«

»Das ist auch unser Platz!« erklärte Bill. »Es stellt sich nur die Frage, ob du bereit bist, uns auch mitzunehmen?«

»Natürlich.«

Beiden fiel ein Stein vom Herzen. »Ich hasse dieses Land«, sagte der Reporter, »ich werde mich wieder…«

»Sprich nicht von wohl fühlen«, unterbrach ihn der rote Ryan.

»Was in eurer Stadt geschehen wird oder was möglicherweise schon geschehen ist, kann mit der Gewalt einer Höllenkraft über eure Freunde hinweggebraust sein. Die Dacs sind mächtig, sie kennen nur die Gewalt, und sie gehorchen ihrer neuen Anführerin aufs Wort. Margareta hat Alvas Nachfolge angetreten, und sie wird die Kreaturen der Hölle als mächtige Rückendeckung besitzen. Wir werden gemeinsam auf verlorenem Posten stehen.«

»Das sehe ich anders«, erklärte Bill. »Hier sind wir allein. In London wissen John und Suko Bescheid. Ich glaube auch, daß sie in der Lage sind, die Barbarenbrut zu stoppen. Was sind das für Wesen? Dämonen, Mutanten oder Menschen, die in ihrer eigentlichen Entwicklung stehengeblieben sind?«

»Vielleicht alles. Wichtig ist, daß sie nur aus einer Hülle bestehen. Sie besitzen nur Knochen und Haut, mehr nicht. Innen sind diese

Wesen hohl.«

Bill strich über seinen Nacken. »Auch das noch«, murmelte er.

»Kannst du es uns erklären?«

»Ja. Die Dacs wurden aus dem Lehm dieser Erde geschaffen. Man hauchte ihnen ein untotes Dasein ein. Es gab keine Menschlichkeit bei ihnen. Sie sind nicht mehr als Hüllen, die furchtbaren Befehlen folgen. Durch sie hat die Hölle in diesen Teil des Landes Einzug gehalten, und selbst Guywano hat sich nicht gegen sie gestellt. Vielleicht hat er eingesehen, daß er nur mit Hilfe des Satans noch mehr Macht erringen kann. Stellt euch den großen Plan vor. Der Gral und das Kreuz in den Händen dieser Kreaturen. Es wäre kaum denkbar.«

»So einfach ist es auch nicht«, sagte Bill. »Nicht jede Kreatur kann das Kreuz anfassen.«

»Margareta kann es, glaubt mir.«

»Wir sollten uns jetzt wirklich zurückziehen!« schlug Jane Collins vor. »Je früher wir wieder in unserer Welt sind, um so besser ist es für uns alle.«

»Dagegen habe ich nichts einzuwenden«, erklärte der rote Ryan mit einem Lächeln auf den Lippen. »Folgt mir…«

Sie schritten nebeneinander hinter dieser mystischen Figur her.

Wenn jemand in dieses Land hineinpaßte, dann war er es. Der rote Ryan gehörte einfach dazu.

Und wieder begann er zu spielen. Leise Töne begleiteten ihn. Sie umschwebten ihre Köpfe als wunderschön gespielte Melodien und klangen trotzdem fremd in dieser kargen Berg- und Felslandschaft, in der die dunklen Töne überwogen.

Hier zeigte sich kein Vogel am Himmel. Nur die tiefen Schatten schienen aus den zahlreichen Schluchten und Spalten hervorzukriechen, wie gewaltige, schwarze Nebelwände.

Sie passierten die beiden Pfähle, an denen Jane und Bill ihr Leben hatten aushauchen wollen.

Wenig später blieb der rote Ryan stehen. Es war ein völlig normaler Flecken Erde.

»Stellt euch doch vor mich hin!« bat er.

Ein halber Schritt trennte sie. Er hob die Flöte an, steckte das Mundstück zwischen die Lippen und blies hinein. Gleichzeitig bewegte er seine Finger, ließ sie über die schmale Flöte tanzen und spielte eine Melodie, die Jane und Bill noch nie zuvor gehört hatten.

Bereits nach den ersten Tönen änderte sich einiges bei ihnen. Sie kamen sich vor, als würden sie allmählich vom Boden abheben und in den Himmel dieses Landes hineinschweben.

Der rote Ryan verschwand hinter einer Nebelwand, die nur von der Melodie durchbrochen wurde.

Es waren magische Klänge, die er produzierte. Die Grenzen zwischen

der Welt und Aibon standen offen. Durch die Lücken wehten die Melodien und umwoben die drei Wartenden wie ein feines Gespinst.

Magische Sphärenmusik besaß eine Kraft, wie man sie kaum für möglich gehalten hätte.

Und diese Kraft trieb die drei Menschen hinein gegen die offenen Grenzen, die sie überschritten wie engelhafte Gestalten und eintauchten in das Grenzgebiet zwischen Raum und Zeit…

***

Es war einfach zu spät für einen gezielten Schuß. Die wuchtig geschleuderte Lanze war immer schneller. Auch das Auftreffen der Kugel hätte sie nicht mehr aus der Richtung gebracht.

Ich brüllte eine Warnung, der Fahrer zuckte instinktiv zur Seite und geriet dabei ins Stolpern.

Das war sein Glück.

Die Spitze des Lanzendreiecks durchbohrte nicht seine Brust, sie erwischte ihn am Arm und an der Schulter, wo sie eine breite, klaffende Wunde hinterließ.

Der Schock machte den Mann sprachlos. Die Aufprallwucht schleuderte ihn zu Boden. Als er fiel, sah ich für einen Augenblick sein Gesicht, das mir vorkam wie eine schneefahle Halloween-Maske. Dieser Mann mußte den Schock fürs Leben bekommen haben.

Erst als sich der Schmerz durch Schultern und Arm wühlten, begann er zu schreien.

Der Dac stand noch immer auf dem Dach, drehte sich mir zu, weil er wußte, daß ich ihm gefährlich werden konnte.

Er sprang.

In einem spitzen Winkel und mit vorgestreckten Armen fiel er auf mich zu, um mich von den Beinen zu reißen.

Diesmal ließ ich nichts anbrennen.

Meine Kugel traf ihn noch in der Luft. Dann sprang ich zurück und schaute zu, wie er zu Boden krachte.

Der zweite Mann hatte sich nicht gerührt. Er stand am Wagen, als wäre er an der Erde festgewachsen.

»Rein ins Fahrerhaus!« brüllte ich ihn an, denn ich hatte gesehen, wie sich aus dem Gebüsch ein zweiter Dac löste, in meine Richtung hetzte und eine Lanze wurfbereit hielt.

Er schleuderte sie.

Ich tauchte in Deckung, überkugelte mich auf dem Boden und hörte, wie das Wurfgeschoß über meinen Schädel hinwegflog und gegen die Außenwand des kleinen Backsteinhauses prallte.

Das Geräusch aus dem offenen Maul des Dacs hörte sich an wie ein grollender Donner. Er kam mit der Gewalt eines Orkans und wollte mich mit der zweiten Waffe, der Keule, zerschmettern.

Als er zuschlug, hatte ich schon die Stellung gewechselt. Die Keule krachte zu Boden und riß ihn sogar auf.

Ich huschte um ihn herum, nahm die Beretta, packte ihn und drückte ihm die gegen die rechte Wange.

»Ruhig!« keuchte ich in sein Ohr. »Sei ganz ruhig, mein Freund, sonst drücke ich ab.«

Er blieb tatsächlich still. Wahrscheinlich erinnerte er sich daran, daß dieses kleine Instrument Tod und Verderben speien konnte. Ich hoffe nur, daß er mich auch verstand. Ich wollte mehr über die Pläne der Barbaren erfahren.

»Okay, ich bin am Drücker. Was habt ihr vor? Wo sind die anderen? Rede schon!«

Das tat er auch. Nur drangen aus seinem Maul irgendwelche unartikulierten Laute, die nicht mehr als ein Grunzen waren und sich nicht aus Wörtern zusammensetzten.

Noch einmal versuchte ich es.

Diesmal bekam ich eine Antwort. Mit der Hacke trat er gegen mein Schienbein.

Der Schmerz lähmte mich. Ich kippte zurück, fiel auf den Rücken, und der Dac drehte sich auf der Stelle, wobei er gleichzeitig seine Keule herumschwang.

Es war klar, was er wollte.

Ich feuerte im Liegen.

Bevor die schlimme Waffe meinen Schädel zerschmettern konnte, bekam er das geweihte Silbergeschoß mit, daß ein faustgroßes Loch in seinen Körper riß.

Er bewegte sich wie ein Tänzer, der kurz vor der totalen Erschöpfung steht. Auf den Beinen konnte er sich nicht mehr halten. Wie ein gefällter Baumstamm prallte er zu Boden und blieb liegen.

Ich erhob mich. Der Tritt hatte mein linkes Schienbein erwischt.

Wenn ich den Fuß belastete, knickte ich ein. Die Schmerzen erreichten sogar meinen Oberschenkel.

Humpelnd schritt ich auf den Wagen zu, in dessen Führerhaus der zweite Handwerker hockte, als hätte man dort eine Figur hineingesetzt. Er rührte sich nicht.

Ich riß die Tür auf. »Hören Sie, Mister, ich werde einen Krankenwagen alarmieren.«

Er nickte nur.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht. Ich knallte die Tür zu und lief zum Rover rüber.

Über Autotelefon alarmierte ich die Ambulanz. Dann tätigte ich einen weiteren Anruf.

Sir James saß in seinem Büro im Yard Building. »Endlich, John, ich warte bereits…«

»Sir, es hat sich zugespitzt. In Mayfair gibt es den absoluten Stromausfall. Barbaren haben dafür gesorgt und wollten auch die Männer des Reparaturtrupps töten. Das ist ihnen nicht gelungen. Sir, ich möchte, daß Sie die Gegend, in der Sarah Goldwyn lebt, absperren lassen. Sie brauchen meiner Ansicht nach den Ring nicht einmal zu groß zu ziehen. Ich werde den Eindruck nicht los, daß sich das gesamte Geschehen eben auf Mayfair konzentrieren wird.«

»Sind Sie dort?«

»Ja, ich fahre wieder hin. Ich muß zu Suko und Sarah Goldwyn. Nur dort kann ich etwas erreichen.«

»Verstanden! Ich werde die Aktion persönlich überwachen. Viel Glück, John. Ach so, noch etwas. Kennen Sie inzwischen die genauen Zusammenhänge?«

»Noch nicht ganz. Hoffe jedoch, sie erfahren zu können. Ich danke Ihnen, Sir.«

So, das war geschafft. Ich steckte voll innerlicher Hektik, schwitzte auch und lief zu dem Mann zurück, den die Lanze erwischt hatte. Er war bewußtlos. Ich schaute mir seine Wunde an, die sehr böse aussah. Sein Kollege verließ den Wagen und reichte mir einen Verbandskasten, bevor ich meinen aus dem Wagen holen konnte.

»Danke sehr.«

»Ist er tot?«

»Nein, er lebt.« Ich umwickelte den Arm und die Schulter mit einem blütenweißen Verband, um wenigstens die Blutung einigermaßen zu stoppen. Hoffentlich kam der Krankenwagen schnell durch.

Lange durfte ich nicht hier bleiben.

»Wie geht es Ihnen?« fragte ich den zweiten Elektriker.

»Ich lebe und habe trotzdem das Gefühl, inmitten eines wilden Traums zu stehen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Hören Sie zu! Ich habe nicht die nötige Zeit, um länger zu bleiben.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Behalten Sie meinen Namen gut und sorgen Sie dafür, daß Ihr Kollege abtransportiert wird. Sollten die Sanis irgendwelche Fragen haben, müssen Sie sich an mich wenden.«

»Scotland Yard, was?«

»Genau.«

»Und was ist mit diesen Toten?«

»Die sollen ebenfalls weggeschafft werden. Es gibt noch einen dritten. Er liegt in dem Haus. Ich kann nicht länger bleiben.«

»Sind das alle gewesen?«

»Ja, sonst hätten sie sich gezeigt.« Ich wollte gehen, als der Wagen auf das Grundstück preschte.

Innerhalb der folgenden drei Minuten hatte ich alles geregelt. Die Männer kannten mich, sie wußten, daß es immer Action gab, wo ich

mich aufhielt. Sie versprachen, sich mit der Mordkommission in Verbindung zu setzen. Die Kollegen würden die Reste des Dacs abtransportieren.

Für mich wurde es höchste Eisenbahn.

Suko, der BMW-Fan, hätte seine reine Freude daran gehabt, wie ich mit dem Rover umging. Ich mußte ihn rangieren, um in Richtung Ausgang zu gelangen.

Sehr dicht an beiden Fahrzeugen rollte ich vorbei. Die Männer starrten mir nach. Ihre Gesichter wirkten im Dämmerlicht wie blasse Flecken.

Angespannt saß ich hinter dem Lenkrad und rollte hinein in die trügerische Ruhe.

Maifair wirkte nach Mitternacht oftmals wie ausgestorben. Ein relativ ruhiger Platz inmitten der gewaltigen Stadt London.

In diesen Stunden des Stromausfalls allerdings überdeckte die trügerische Ruhe alles.

Ich kannte den Weg im Schlaf, fuhr dennoch vorsichtig und hatte meine Augen überall.

Wo lauerten die Dacs? Daß sie sich nicht auf eine Straße beschränkten, war klar. Sie hielten Mayfair umklammert, vielleicht unter Kontrolle und mußten sich die entsprechenden Plätze ausgesucht haben.

Ich steckte in einer innerlichen Zwickmühle. Sosehr mir die Zeit auch im Nacken hockte, ich mußte noch weiter mit der Geschwindigkeit herunter, damit mir nichts entging. Sehr nahe hielt ich mich am Rand der Gehsteige. Zwei Streifenwagen überholten mich und fuhren in die Richtung, in die ich ebenfalls wollte.

An einer Kreuzung bog ich rechts ab. Vor mir lag eine Straße, in der es zahlreiche Geschäfte gab. Kleine Läden, die sich spezialisiert hatten. Von Lebensmitteln bis hin zu einer Boutique oder einem Laden, in dem Wolle verkauft wurde.

An beiden Seiten sah ich die Geschäfte. Viele Eingänge lagen versteckt in Türnischen, die derart dunkel waren, daß ich nicht hineinschauen konnte.

Ohne Licht und Reklameleuchten wirkten die Geschäfte tot, verlassen, ausgebrannt. Die Schaufenster mit ihren Auslagen kamen mir fremd vor, verschwanden in der Düsternis, und selbst hellere Farben wirkten stumpf.

Alte Häuser standen hier. Manche Erker schauten hervor wie Nasen. Vorsprünge über Türen und Fenstern boten manchmal mehreren Menschen Platz, so geräumig waren sie.

Hinter den Fenstern der Wohnungen schimmerte das Licht der Kerzen. Ab und zu huschte auch der Strahl einer Taschenlampe an den Scheiben entlang.

Einen Barbar sah ich nicht. Weder im Schatten der Hauswände noch in den Türnischen.

Trotzdem mußten sie in der Nähe lauern. Einen Beweis dafür hatte ich nicht. Ich verließ mich da einfach auf mein Gefühl, tastete einmal nach dem Kreuz und merkte, daß es sich erwärmt hatte. Wieder reagierte das Metall äußerst sensibel.

Vor einer Metzgerei stoppte ich und telefonierte mit meinem Chef.

Ich erfuhr, daß die Absperrung bereits lief.

»Sind schon Dacs entdeckt worden, Sir?«

»Man hat mir nichts dergleichen gemeldet.«

»Ich sehe sie auch nicht.«

»Ob sie verschwunden sind?«

»Keine Ahnung, Sir. Allerdings glaube ich nicht daran. Sie werden ihre Pläne in die Tat umsetzen wollen. Falls möglich, melde ich mich wieder, wenn ich das Ziel erreicht habe.«

»In Ordnung.«

Ich legte den Hörer wieder auf, wollte starten und warf Blicke in Innen- und Rückspiegel.

Hinter mir huschte eine Gestalt geduckt über die Straße. Sie sah aus wie ein Mensch, aber der wehende Lendenschurz und die Form des Kopfes bewiesen mir, daß es sich um einen Dac handelte.

Ich sprang aus dem Fahrzeug, hämmerte die Tür zu und lief den Weg zurück.

Ein Wagen löste sich vom Rand. Scheinwerferstrahlen glitten über die Fahrbahn, erfaßten und blendeten mich.

Zwei Männer stürmten aus dem Auto. Ein dritter blieb hinter dem Lenkrad sitzen. Waffen schimmerten in den Fäusten der herbeieilenden. Daß sie mich meinten, war klar.

Ausgerechnet jetzt! dachte ich, blieb stehen und hob die Arme.

»Ah, da kennt sich einer aus«, sagte ein Mann in brauner Lederjacke. Er trug eine Schiebermütze auf dem Kopf.

Ich wußte, daß ich Kollegen von der zivilen Fahndung vor mir hatte. Allmählich bekam ich die Wut. »Ich kenne mich sogar verdammt gut aus!« zischte ich ihnen entgegen.

»Na und?«

»Hören Sie! Mein Name ist Sinclair, ich bin…«

»Sorry, Sir«, sagte der zweite. »Wir haben Sie nicht erkannt.« Er stieß seinen Kollegen an. »Das ist Oberinspektor Sinclair…«

»So…«

»Genau.« Ich schüttelte den Kopf. »Durch Ihren Übereifer haben Sie mir einiges vermasselt.« Ich ging näher. »Wie lautet Ihr Auftrag?«

»Wir überwachen diese Straße.«

»Wunderbar. Haben Sie auch die Gestalt gesehen, die die Fahrbahn vor kurzem überquerte?«

»Nein.«

»Aber ich. Hinter ihr bin ich hergewesen. Ob ich sie jetzt noch bekomme, ist dank Ihres Eingreifens mehr als fraglich.« Ich winkte ab.

»All right denn, machen Sie wieder Ihren Job.«

Wie zwei begossene Pudel ließ ich die Kollegen stehen und bewegte mich auf den Gehsteig zu, wo die Schaufenster der Geschäfte die Fassade zeichneten.

Wohin war der Dac verschwunden? Da gab es zahlreiche Möglichkeiten. Eingänge und Schaufenster wechselten einander ab. Nirgendwo sah ich eine zerstörte Scheibe oder eine aufgebrochene Tür.

Ich schielte auch in die Höhe. Den Barbaren traute ich zu, daß sie sich auf den Erkern und Vordächern aufhielten, um von dort aus blitzschnell angreifen zu können.

Ein Mann, der eine Tasche trug und den Mantelkragen hochschlug, ging schnell davon. Er wirkte auf mich wie ein Pendler, der eine weit entfernt liegende Arbeitsstelle erreichen wollte.

Wieder erschien an der linken Seite eine der breiten Schaufensterscheiben. Ich warf unwillkürlich einen Blick hinein. Jemand betrieb einen kleinen Modeladen. An den Seiten standen zwei Schaufensterpuppen in ihren unnatürlichen Haltungen. Sie hielten die Arme vorgestreckt und auch angewinkelt. Ihre Kleider oder Gewänder reichten mit den Säumen fast bis zum Boden.

Die beiden waren es nicht, die mich erschreckten und mich blaß werden ließen.

Inmitten der Dekoration aus mit Silberpapier umschmiegten, kleinen Aufbauten, die wiederum mit Jacken, Blusen und Schals dekoriert waren, hockte eine Gestalt.

Klein, affenartig und zwischen den Zähnen den Griff eines langen Messers geklemmt.

Ich hatte den Barbar gefunden!

***

Suko wußte nicht, ob die Barbaren ihn entdeckt hatten oder nicht.

Jedenfalls trafen sie keinerlei Anstalten, schneller zu gehen. Sie behielten das Tempo bei und wirkten dabei so, als würde ihnen die gesamte Straße gehören.

Eine Straße, die glücklicherweise ebenso leer war wie die Gehsteige rechts und links.

Menschen befanden sich also nicht in unmittelbarer Gefahr, was Suko beruhigte.

Nur war ihm Sarah Goldwyn zu neugierig. Sie hatte sich nicht zurück in das Haus verzogen, stand noch an der Tür und flüsterte so laut, daß Suko es gerade verstehen konnte: »Was ist denn los?«

Der Inspektor drehte den Kopf. »Sie kommen!«

»Meine Güte, aber…«

»Geh zurück, Verflixt!«

»Und du?«

»Geh!«

Suko blieb noch etwas Zeit. Wer sich um diese Zeit noch im Freien befand, mußte zurück ins Haus. Dort, wo diese Armee des Schreckens herkam, sah Suko keinen Menschen. Zur anderen Richtung hin war ebenfalls niemand zu sehen.

Auch das kam ihm nicht geheuer vor. Menschen waren von Natur aus neugierig. Er empfand es als ungewöhnlich, daß sich niemand am Fenster zeigte.

Er schaute zu den Barbaren hinüber, und drehte sich dann um.

Dort bewegte sich ebenfalls jemand mitten auf der Fahrbahn. Zuerst hielt Suko die Gestalt für einen Reiter, bis er erkannte, daß sie nicht auf einem Pferd hockte, sondern sich als Reittier einen weißen Hirsch ausgesucht hatte.

Margareta, die Hexe war wieder zurückgekehrt. Sie stand inmitten eines blassen Scheins, der sich um ihre Gestalt herum ausgebreitet hatte. Wortlos hockte sie auf dem Hirsch, vorerst nicht bereit, sich auch nur um einen Millimeter zu bewegen.

Suko zog sich zurück. Er kam sich vor wie jemand, dessen Chancen immer tiefer sanken. Auf der einen Seite die Barbaren, auf der anderen die Hexe.

Das war eine tödliche Klammer geworden.

Normalerweise sind es Barbaren gewohnt, Dinge zu zerstören.

Diese hier taten es nicht. Sie bewegten sich weiter, ohne daß etwas zu Bruch ging. Es gab bei ihnen auch keinen Richtungswechsel, sie blieben als geschlossene Formation auf der Straßenmitte.

Suko war durch den Vorgarten gelaufen und stand an der Haustür. Spaltbreit war sie jetzt geöffnet. Nur mehr ein sehr schmaler Schein des Kerzenlichts fand seinen Weg ins Freie.

Während sich die Hexe auf ihrem weißen Hirschen nicht bewegte, verkürzte die Rotte der Barbaren die Entfernung zu Suko immer mehr. Sie waren viel deutlicher zu erkennen und wirkten nur auf den ersten Blick gleich. Auch unter ihnen gab es größere und kleinere Krieger, doch sie alle reichten nicht an den massigen Anführer heran.

Er überragte sie, er strahlte das Grauen und den Haß ab. Ihn begleitete eine Aura von Tod und Verderben. Bleich leuchtete der Schädel, der von einem Fell, ähnlich dem des Lendenschurzes, umweht wurde.

Auch die mächtige Keule hätte sicherlich von grausamen Taten berichten können. Dieser namenslose Anführer sah aus, als könnte er mit seiner Waffe Häuser einschlagen.

Suko drückte die Tür nach innen. Sein Blick fiel auf den Dunklen Gral. Innerhalb der Kugel blitzte es auf. Von den Punkten liefen Streifen in alle Richtungen weg.

Eine Warnung des Grals…

Sehr schnell betrat Suko den Flur. Er rief nach Sarah Goldwyn und warteten vergebens auf eine Antwort.

Befand sie sich oben?

Bevor Suko losging, um dort nachzuschauen, warf er einen Blick durch die offene Tür in den Wohnraum.

Sie lag über dem Sessel, war nach vorn gekippt, hatte die Arme ausgestreckt und Glück gehabt, daß sie nicht zu Boden gerutscht war. Sie wirkte wie tot. Ihr Körper war starr. Suko, der zwei Schritte brauchte, um neben ihr zu sein, merkte, als er sich niederkniete, daß ihn Schwindel überkam.

Der Sessel mit der querliegenden Lady Sarah darauf drehte sich vor seinen Augen. Er verwandelte sich in ein Karussell, dessen Drehungen Tempo bekamen, sich immer weiter ausdehnten und Suko mit hinein in diesen Strudel rissen.

Er kämpfte hart dagegen an, konnte seine Gedanken richten, wobei ihm die Lösung im letzten Augenblick einfiel.

Nun wußte er, weshalb sich keiner der Anwohner auf der Straße blicken ließ.

Die Barbaren, möglicherweise auch die Hexe, hatten die Straße mit ihrem magischen Fluch belegt, dem keiner entwischen konnte.

Nur nutzte dieses Wissen dem Inspektor leider nichts. Der Boden tat sich unter ihm auf und riß ihn hinein in den nachtschwarzen Stollen…

***

Wenige Yards entfernt!

Im Freien setzten die Barbaren ihren Marsch fort. Sie bildeten auch von der Akustik her ein seltsames Phänomen. Mochten sie noch so kriegerisch wirken, während ihres Marsches über die Straße war kein Laut zu hören.

Völlig ruhig bewegte sich die Kavalkade des Schreckens weiter, umrahmt von Hausfronten, vor denen hin und wieder starke Bäume wuchsen, deren Stämme aus kleinen, mit Erdreich gefüllten Inseln ragten.

Ihnen gegenüber saß die Hexe unbeweglich auf ihrem Fabeltier.

Sie rührte sich nicht. Die Arme hielt sie lang nach vorn gestreckt, ihre Hände lagen dabei aufeinander.

So wartete sie. Eine Amazone im dunkelroten Kleid, das aus Blutschleiern zusammengenäht zu sein schien. Bleich wie Gebein schimmerte ihr Gesicht unter dem rabenschwarzen Haar. Die Augen wirkten wie kleine Seen, deren Oberfläche wirkte wie mit Lack

bestrichen.

Nur die Nasenflügel vibrierten leicht, ansonsten bewegte sich nichts. Selbst die Haare zitterten nicht, denn kein Windhauch strich in die von Hausmauern eingerahmte Straßenschlucht.

Sie ließ die Horde kommen. In Aibon hatten sie den Pakt geschlossen, in Aibon war der hinterlistige Plan gereift, der nun in der anderen Welt inmitten der Großstadt London, sein schauriges Ende finden sollte.

Erst als die Horde die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht hatte, drückte die Hexe mit ihren Fußknöcheln gegen die Flanken des Tieres. Der weiße Hirsch verstand das Zeichen. Gemächlich setzte er sich in Bewegung. Jeder Schritt wirkte wie ein optischer Genuß. Er winkelte die Vorderbeine an, bevor er sie ausstreckte und mit den Füßen den Boden berührte. Kaum ein Laut durchdrang die Stelle, und die Hexe streckte ihren Oberkörper noch mehr.

Sie dokumentierte ihren gesamten Stolz, der sie zu einer Art Königin in Aibon gemacht hatte.

Es würde nicht mehr lange dauern, bis Margareta mit der anderen Gruppe zusammentraf. Die Entfernung zwischen ihnen schmolz zusehends zusammen. Soweit sollte es nicht kommen.

Ihr Ziel war ein anderes.

Ein Haus hatte sie sich ausgesucht, denn dort befand sich einer der beiden Gegenstände, auf die Margareta so sehr erpicht war. Die Hexenkräfte erlaubten es ihr, auf magische Art und Weise zu fühlen, was sich hinter den Mauern verbarg.

Das Kreuz war es nicht.

Ihre Lippen zuckten in einem Lächeln, als sie an den geheimnisvollen Gral dachte. Bald würde sie ihn besitzen und sich dank seiner Hilfe zur Herrscherin des Landes Aibon aufschwingen.

Ein noch stärkerer Glanz trat in ihre Augen, als sie daran dachte.

Das Lächeln auf ihren Lippen blieb. Eine Zungenspitze huschte hervor und zeichnete den Schwung des Mundes nach.

In Höhe des Eingangs, aber noch immer auf der Fahrbahn, drehte sie das Tier nach links, um durch den Vorgarten auf die Haustür zuzureiten.

Um die Barbaren kümmerte sie sich nicht. Sie hatten ihre Befehle bekommen und würden ihr folgen.

Der Hirsch bewegte sich sacht über den schmalen Weg des Vorgartens. Aus dem Haus hörten sie nichts. Ihnen würde kein Widerstand entgegengesetzt werden, denn die starke Magie, die sie aus dem fernen Reich mitgebracht hatte, zog die Menschen, die nicht dagegen gefeit waren, in die Tiefe der Bewußtlosigkeit.

Der weiße Hirsch ging noch zwei Körperlängen weiter, als er direkt vor der Tür stoppte.

Auf dem Rücken des Tieres sitzend, drehte sich die Hexe um. Auf der Straße bildeten die Dacs eine Reihe aus starken Leibern, die wie eine unüberwindliche Mauer wirkten. Wer dort hindurchwollte, würde es schwer haben.

Vor dieser Reihe stand der Anführer. Er überragte alle und besaß fast die Größe der auf dem Rücken des Hirsches sitzenden Hexe.

Er ging.

Seine Bewegungen glichen kraftvollen, dennoch geschmeidigen und fast lautlosen Vorgängen. Wieder schwang die mächtige Keule als Pendel von einer Seite zur anderen, aber niemals kratzte sie mit ihrer Spitze über den Erdboden.

Er blieb neben der Hexe stehen und drehte seinen Kopf nach links.

Sie schauten sich an.

Beide deuteten ein Nicken an.

Margareta hob dabei ihre Hand.

Das Zeichen für den mächtigen Barbaren.

Weit holte er aus, um die Tür mit einem Keulenschlag zu zerschmettern.

In diesem Augenblick trat etwas völlig anderes ein. Die Stille auf der Straße wurde von der fremd klingenden Melodie eines Flötenspiels unterbrochen…

***

Der Dac und ich starrten uns durch die Scheibe hinweg an. Im Schaufenster gab es keine Lichtquelle, trotzdem konnte ich erkennen, wie er sein Gesicht bewegte und sich die lederne Haut in noch stärkeren Falten zusammenzog.

Den Griff des langen Messers behielt er dabei zwischen den Zähnen. Er mußte die Waffe irgendwo im Haus gefunden haben, denn ihre Form deutete auf ein modernes Industrieerzeugnis hin und war nicht ein Relikt aus der Steinzeit.

Wieder einmal stellte ich fest, daß sich Sekunden zu kleinen Ewigkeiten dehnen konnten.

Keiner von uns bewegte sich. Ich dachte darüber nach, ob ich durch die Scheibe schießen sollte.

Plötzlich sprang er hoch. Es war tatsächlich ein Abschnellen aus seiner knienden Haltung und ungemein gelenkig. Ich rechnete damit, daß er sich nach vorn werfen würde, um mir an die Kehle zu gehen, statt dessen schleuderte er seinen mit Fell bedeckten Oberkörper zurück, riß noch einen Teil der Dekoration um und geriet in die langen Falten eines Vorhangs, in den er sich verwickelte.

Wenn der Dac ins Haus gekommen war, würde ich es auch schaffen. Ein Schritt nach vorn und ein zweiter nach links brachten mich bis an die Tür, die in Höhe des Schlosses zersplittert war. Mit der

Kniescheibe kickte ich sie auf und glitt mit gezogener Waffe in einen schmalen Flur. Zum Geschäft selbst mußte ich mich abermals nach links wenden, wo die Tür schief in den Angeln hing.

Ich hoffte nur, daß sich an den Laden nicht eine Wohnung anschloß, in der sich Menschen aufgehalten hatten. Der Dac gehörte zu denjenigen, die kein Pardon kannten.

Ich tauchte in eine schmale Diele. Zwei Türen zweigten ab. Eine mußte zum Laden führen. Sie war zudem aufgebrochen.

Als ich über die Schwelle treten wollte, zog jemand von innen die zweite Tür auf.

Ein ältere Frau im Nachthemd stand vor mir, wurde bleich, als sie mich sah, und wollte schreien.

Ich war schneller und preßte ihr die freie Hand auf den Mund.

»Bitte, keinen Laut!« zischte ich dicht an ihrem Ohr. »Gehen Sie sofort wieder hoch.«

Sie war in meinem Griff erstarrt. Erst Sekunden später klangen unter meiner Handfläche dumpfe Laute auf. Hoffentlich stand sie nicht dermaßen unter Schock, daß sie von meinen Erklärungen auch etwas mitbekam. Ich gab mich als Polizist zu erkennen und zischte.

»Wenn sie verstanden haben, nicken Sie.«

Erst nach dieser stummen Antwort gab ich sie wieder frei. Sie holte tief Luft, während ich sie in den Flur hineindrückte. »Gehen Sie wieder zurück…«

»Aber was ist denn?« Die Frau flatterte am gesamten Körper.

»Es ist meine Sache. Ich habe einen Einbrecher entdeckt.« Als sie nach diesen Worten schreien wollte, lächelte ich sie an. »Keine Sorge, ich werde ihn stellen, und es ist auch nichts weiter passiert. Bleiben Sie nur in Ihrer Wohnung.«

Endlich stieg sie die schmale Treppe hoch. Ich wartete, bis sie außer Sicht war und betrat den Flur.

Der Dac mußte sich noch immer hinter dem Schaufenster aufhalten. Ich hätte ihn gehört, falls er geflohen wäre.

Sehr vorsichtig schob ich mich durch die offene Tür. Ich trat nicht in das Schaufenster. Dahinter lag eine kleines Atelier, eine Schneiderwerkstatt, wo an zwei langen Stangen zahlreiche mit Kleidern, Pullover und Blusen gespickte Bügel hingen. Röcke und lange Hosen verteilten sich auf der anderen Seite.

Den Dac sah ich nicht. Er konnte sich hinter einem Arbeitstisch verborgen halten oder hinter einer Kommode. Alles war möglich.

Sogar die Nähmaschine kam in Frage. Sie stand auf einem Tisch nahe der Wand.

Im Schaufenster hatte sich der Krieger zusammengeduckt. Ich ging davon aus, daß es auch jetzt der Fall war.

Zwischen den beiden langen Bügelstangen blieb ich stehen. Nichts

war zu hören. Auch ich reduzierte mein Atemgeräusch. Schaute ich nach links, sah ich die Reihe der unterschiedlich langen Pullover, Blusen und Kleider. Letztere zumeist im modernen Miniformat.

Die rechte Seite hing voll mit langen Hosen und auch den entsprechenden Kleidern.

Dort bewegte sich etwas.

War es der Wind?

Ich glaubte nicht daran und sah, wie aus einer Lücke zwischen zwei Kleidungsstücken ein reflektierender Gegenstand hervorschoß.

Die Klinge eines Messers!

Hätte der Dac sie geworfen, wäre alles klar gewesen. So aber wollte er sie mir in den Körper rammen.

Er mußte die Waffe von dem Tisch genommen haben, auf dem Scheren und noch weitere Messer lagen. Ich stieß gegen ihn, als ich zurücksprang und mir die linke Hüfte prellte.

Eine schwere Schneiderschere geriet ins Rutschen und prallte mir auf den Fuß. Einen Moment später hing ich in den zahlreichen Kleidungsstücken fest und merkte, daß sich der lange Bügel tiefer in den Raum hineinschob.

Ich geriet aus dem Gleichgewicht, schoß aber trotzdem.

Die Kugel fehlte. In diesem verfluchten Halbdunkel gab es nur helle und dunkle Schatten.

Noch immer hing ich in den Kleidungsstücken, hob den linken Arm an und suchte an der Stange Halt.

Da sah ich das Messer.

Die lange Klinge war nicht geworfen worden. Der Dac behielt sie in der Hand.

Das Messer wühlte sich durch die Kleidung, riß sie auf, zerschnitt sie und brachte sie ins Schwanken.

Ich befand mich in einer dummen Lage. Praktisch hinter dem langen Bügel klemmte ich fest, schabte mit dem Rücken an der Wand entlang und sah leider kein Ziel.

Nur das Messer stieß immer wieder in die Kleidung und fand manchmal auch Lücken.

Der Dac grunzte wie ein Tier. Es mußte der Mordwille sein, der ihn antrieb. Er wurde nicht schwächer, sondern stieß ständig sein Messer nach vorn.

Ich hatte mich geduckt, sah seine Beine und trat sie ihm mit einem harten Tritt weg.

Der Krieger verlor den Stand, sein Messer senste durch die Luft, dann landete er vor dem Kleiderständer auf dem Rücken.

Für mich ideal.

Als ich vor ihm auftauchte, hatte er noch mit sich selbst zu tun, sah mich dann und brüllte auf.

Er wollte die Klinge gegen mich schleudern, ich war schneller. Die Kugel erwischte ihn und riß ein Loch in seine Schale, die sich Körper nannte.

Schwer atmend taumelte ich zurück. Hart hatte ich fighten müssen, dann war alles so rasch gegangen. Regungslos lag der Dac vor mir. Ich mußte dafür sorgen, daß er weggeschafft wurde, später, wenn vielleicht alles vorüber war.

Glück gehabt, dachte ich, als ich mir Schweiß von der Stirn wischte und das Atelier durchsuchte.

Einen zweiten Krieger fand ich nicht. Dafür klopfte es zaghaft gegen die Tür.

Als ich öffnete, stellte ich mich so hin, daß die Besitzerin nicht in den Raum schauen konnte. »Was war los, Mister? Ich… ich habe einen Knall gehört.«

»Ich mußte schießen.«

»U… und?« Sie wirkte gierig und gespannt.

»Es ist alles in Ordnung«, erklärte ich. »Sie brauchen keine Furcht mehr zu haben. Gehen Sie wieder nach oben in Ihr Zimmer. Dort sind Sie bestimmt am besten aufgehoben.«

»Ich kann doch…«

»Gehen Sie!«

Die Frau nickte. »Kommen Sie noch mal zurück?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Entweder ich oder einer meiner Kollegen.« Ich war schon an der Tür. »Verlassen Sie das Haus nicht. Es ist besser für Sie.«

»Ich werde mich daran halten.«

»Hoffentlich!«

Die Straße war leer. Eine geisterhafte Kulisse. Abgestellte Wagen, dunkle Hausfronten und auch dunkle Scheiben, denn um diese Zeit waren selbst die Kerzenflammen in den Wohnungen gelöscht worden. Der Stromausfall bedeutete nicht nur, kein Licht zu haben, auch keine Kühlung mehr, kein heißes Wasser, manchmal auch keine Wärme und natürlich die andere Atmosphäre in dieser Straßenschlucht, die bis auf mich menschenleer war.

Gut, es waren die frühen Morgenstunden, wo sowieso wenig Betrieb herrschte. Selbst in einer Stadt wie London. Aber niemand im Freien, das war schon seltsam.

Mir schien es, als hätten die Menschen gespürt, daß sich irgend etwas anbahnte.

Auch ich fühlte mich nicht normal wie sonst, als ich auf den Rover zuschritt. Ein Feld der Spannung zitterte in mir. Ich hatte meine Blicke überall, die Beretta nachgeladen und weggesteckt. An der Seite spürte ich auch das Gewicht des Bumerangs. Die Waffe hatte ich lange Zeit nicht eingesetzt, aber gegen Barbaren wie diese Dacs mußte ich sie

möglicherweise benutzen.
Nichts passierte. Ich konnte mich ungehindert meinem Fahrzeug nähern, blieb neben ihm stehen und öffnete die Fahrertür. Bevor ich einstieg, warf ich noch einen Blick gegen den Himmel und dabei in die Richtung, in die ich fahren wollte.
Die Dunkelheit war geblieben, sie hatte sich trotzdem verändert, denn in das Blaugrau der Nacht hatte sich ein fahler, grünlicher Schein hineingeschoben, der auf mich wirkte wie der Vorbote einer fremden, allmählich aufsteigenden Sonne.
Eine grüne Sonne gab es nicht, das Licht mußte eine andere Ursache haben.
Aus Erfahrung wußte ich, daß es nur eine Alternative gab – Aibon eben. Dieses geheimnisvolle Land hatte seinen Gruß in unsere Welt hineingeschickt.
Aibon, die Hexe Margareta, die Dacs!
Das war das gefährliche Dreieck, um das sich alles drehte. Was die Hexe zuvor nicht allein geschafft hatte, versuchte sie jetzt mit Hilfe anderer Magien.
Zudem hatte sich der Schein auf ein bestimmtes Gebiet lokalisiert.
Das war eben die Gegend, aus der ich gestartet war, und wo Sarah Goldwyn lebte.
Im Prinzip ärgerte ich mich, sie und Suko allein gelassen zu haben.
Als der Motor ansprang, da rotierte in meinem Innern bereits die Unruhe. Schneller als auf dem Hinweg fuhr ich weiter. Schon bald erreichte ich die erste Sperre.
Ein Streifenwagen stand quer auf der Fahrbahn. Im Licht meiner Scheinwerfer winkten zwei uniformierte Kollegen mir Stoppzeichen zu. Ich hielt an, zeigte den Ausweis und konnte weiterfahren.
»Gab es irgendwelche besonderen Vorkommnisse?« erkundigte ich mich noch.
»Nein, Sir, nichts.«
»Auch keine geänderten Einsatzbefehle?«
»Wir haben nichts erfahren.«
»Gut!« Ich nickte. »Bleiben Sie bitte auf Ihrem Posten.«
Die Kollegen traten zur Seite und ließen mich passieren. Noch eine Kurve, dann hatte ich die Straße erreicht, in der Sarah Goldwyn wohnte und wo sich auch der Dunkle Gral befand, den Margareta unbedingt hatte haben wollen.
Je mehr ich mich dem Ziel näherte, um so nervöser wurde ich. Mir war klar, daß sich in dieser Nacht das Schicksal der Dacs und auch unser eigenes entschied.
Wir konnten nur gewinnen oder verlieren. Eine Zwischenlösung gab es dabei nicht.
Sehr gemächlich rollte ich in die letzte Kurve vor dem eigentlichen

Ziel. Das blasse Licht der Scheinwerfer glitt über den Asphalt und streifte ebenfalls die Baumstämme auf den Gehsteigen. Hier gab es keine Geschäfte mehr, in dieser Straße wurde nur gewohnt. Alte Häuser hatten Jahrzehnte überlebt. Einigen von ihnen verschwanden hinter Vorgärten, andere reichten bis dicht an den Gehsteig.

Die Straße war tot.

Auch hier gab es kein Licht. Es herrschte trotzdem eine andere Atmosphäre.

Der Grund dafür konnte das blasse, grüne Licht sein, das in die Straße gefallen war und sich tuchartig ausbreitete, wobei selbst das Licht der Rover-Scheinwerfer nicht mehr so stark leuchtete wie normal.

Einige Yards nur fuhr ich in die Straße hinein. Am linken Rand ließ ich den Rover ausrollen.

Mein Blick war trotz der herrschenden Lichtverhältnisse ziemlich gut, Einzelheiten machte ich nicht aus, aber ich sah, daß sich in Höhe des Hauses, das Lady Sarah gehörte, einiges zusammenballte.

Dort hielten sich mehrere Personen auf.

Bestimmt waren es Dacs…

Ich stieg aus. Mein Herz klopfte schneller. Etwas wehte gegen mein Gesicht. Für einen Moment hatte ich den Eindruck, in den Boden unter mir zu fallen und bewußtlos zu werden.

Kreislaufprobleme kannte ich nicht.

Dieses Gefühl mußte einen anderen Grund haben.

Magie?

Auch mein Kreuz hatte sich wieder »gemeldet«. Als es auf meiner Hand lag, spürte ich die leichte Erwärmung, sah das Blitzen und auch den grünlichen Schleier, der das matte Silber mit seinem Glanz überzogen hatte.

Wieder ein Hinweis auf Aibon!

Ich stemmte mich vom Dach des Autos ab, ging die ersten Schritte auf dem Gehsteig und merkte genau, daß ich noch eine gewisse Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten.

Nach einigen Yards kam ich besser voran und konnte aufatmen.

Ich war wieder in Form.

Sosehr sich auch alles verändert hatte, bisher war alles normal gewesen. Ich konnte mich gut auf die Vorgänge einstellen und zählte auch den Faktor der Überraschung auf meiner Seite.

Wahrscheinlich rechnete niemand mit mir. Nur hatte ich auch nicht mit der Melodie gerechnet, die mir plötzlich wie ein dünn klingender Gruß entgegenwehte.

Ein Flötenspiel, wie ich es von meiner Welt und aus meiner Umgebung her nicht kannte.

Nur aus Aibon.

Auch dort existierte eine Person, die dieses Instrument perfekt beherrschte, der rote Ryan!
Dann mußte er ebenfalls gekommen sein!

***

Jane Collins nahm es gelassen hin, und Bill Conolly hatte aufgehört, sich zu wundern. Es gab Situationen, in die er einfach hineingehen mußte, ohne großartig darüber nachzudenken.
So war es auch in Aibon gewesen, als er sich der Magie des roten Ryan hingegeben hatte.
Was danach gefolgt war, darüber konnte er nicht nachdenken, weil seine Sinne kurzerhand ausgeschaltet worden waren. In seinem Gedächtnis gab es eine Lücke, und er nahm erst wieder gewisse Bilder auf, als er mit den Füßen auf festem Boden stand.
Bilder einer Straße…
Hausfronten, die ihm bekannt vorkamen. Hohe Bäume, die aus Inseln auf den Gehsteigen wuchsen. Dunkle Fenster, eine kühlere Luft, Finsternis, ein anderer Himmel hoch über ihm, der ihm sehr bekannt vorkam, so daß es nur eine Erklärung gab.
Sie waren wieder da!
Zu Hause, in London, nicht da, wo Bill mit seiner Familie lebte, sondern an einem Platz, wo sich alles entscheiden würde. Bill kannte die Straße. In ihr wohnte eine gute alte Bekannte, eine Freundin, Sarah Goldwyn.
Es dauerte einige Sekunden, bis er sich soweit gefangen hatte, daß er Fragen stellen konnte. Als er den Kopf bewegte, erschien das lächelnde Gesicht der Jane Collins in seinem Blickfeld. Neben ihr stand als Gast aus Aibon der rote Ryan, der sie beide hergeführt hatte.
Diesmal hielt er sein Instrument nicht gegen die Lippen gepreßt.
Er hatte es irgendwo in den Tiefen seiner Kleidung verschwinden lassen. Sein Gesicht war unbewegt, und er schaute in eine andere Richtung, die Straße hinab.
»Wir sind wieder da!« sagte Jane leise.
Bill nickte und hob gleichzeitig, die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Hier wohnst du zusammen mit Sarah Goldwyn. Weshalb hat uns der rote Ryan hergebracht?«
Der Mann aus Aibon hatte die Frage gehört und gab die Antwort persönlich. »Das ist einfach, Bill. Hier wird sich alles entscheiden. Margareta und ihre Dacs sind erschienen, um die Waffen zu holen, die man ihnen nicht freiwillig überlassen hat.«
»Dann müßten sich der Dunkle Gral und das Kreuz ja in der Nähe befinden«, folgerte Bill.
»Sehr richtig.«
Der Reporter schaute Jane an. »Auch John?«

»Es kann sein.«

Bill schaute die Straße hinab, ohne seinen Freund, den Geisterjäger, entdecken zu können.

Der rote Ryan nickte. »Wir sollten uns nicht mehr zu lange hier aufhalten. Sie sind bereits da. Ich spüre sie.«

»Und was willst du tun?« fragte Bill.

Die großen Worte verpackte er in eine schlichte Antwort. »Aibon retten, das ist alles. Wenn es ihnen gelingt, sich gewisse Waffen zu besorgen, können sie das Land beherrschen und selbst Guywano in die Schranken weisen. Was wir an ihm haben, das wissen wir. Er ist auf eine bestimmte Art und Weise berechenbar, im Gegensatz zu dieser Margareta, die sich als positive Hexe ansieht und es in Wirklichkeit nicht ist.« Wind bewegte seine Flatterkleidung. »So einfach ist das.«

»Gut, laß uns gehen!« Bill wollte absetzen, aber der rote Ryan hielt ihn fest.

»Nicht du!«

»Wieso?«

Der Flötenspieler aus Aibon trat dicht an Bill heran. »Es ist kein Mißtrauen, aber es gibt Dinge, an denen solltest du nicht teilnehmen, weil du nicht die entsprechenden Waffen besitzt.«

»Aber ich habe schon oft…«, protestierte der Reporter.

»Ryan hat recht«, schlug auch Jane in die Kerbe. »Du solltest wirklich zurückbleiben und an deine Familie denken. Ich könnte mir vorstellen, daß auch Sheila in den letzten Stunden einiges erlebt hat.«

Bill zeigte sich stur. »Wieso…?«

Jane zog ein bedenkliches Gesicht. »Mach keine Witze! Es ist klar, daß sich die Hexe an ihr rächen wollte. Ich an deiner Stelle würde so rasch wie möglich zu ihr fahren. Sie wartet auf dich, sie macht sich Sorgen…«

»Ja, du hast recht.« Bill bekam einen roten Kopf. »Dann gehe ich jetzt.«

»Tu das.«

Er lief in die andere Richtung. Erst langsam, dann schneller. Seine Tritte klangen von den Hauswänden als Echos zurück.

»Es war gut, daß du ihm dies gesagt hast«, murmelte der rote Ryan.

»Schaffen wir beide es denn?«

Er hob die Schultern. »Es wird sehr schwer sein. Ich bin fest entschlossen, mein Versprechen einzulösen. Ich will die Hexe haben, die uns getäuscht hat. Sie hat zahlreiche Bewohner des Druidenparadieses auf dem Gewissen, das weißt du selbst. Die Knochenfunde stammten von den Elfen und Feen. Es ist einfach schrecklich, daß es ihr gelingen konnte, uns derart zu täuschen.«

»Zum Glück hat sie es bei John Sinclair nicht geschafft. Ich frage mich, wo er ist?«

»Wir werden ihn schon treffen.« Ryan blieb nicht mehr stehen. Er ging vor Jane. Sie hörte, wenn er seine Füße aufsetzte, keinen Laut.

Der Mann aus Aibon schien über dem Boden zu schweben wie ein Geist.

Nun fiel der Detektivin auf, daß der rote Ryan so etwas wie eine Aura in diese dunkle Straße gebracht hatte. Ihn umflorte ein leicht grünlicher Schein, der sich zwar auf dem Pflaster verlor, auch in die Höhe stieg und sogar den Rand der Hausdächer erreichte.

Ein Gruß aus Aibon…

Ihnen begegnete keine Menschenseele. Die Straße war und blieb ausgestorben.

Keine fremden Geräusche störten sie. Nicht die Rollgeräusche von Autoreifen, kein Hupen, keine Stimmen, die Bewohner mußten in einem tiefen Schlaf liegen.

»Es kommt mir fremd vor«, flüsterte Jane und holte den roten Ryan ein. »So ist die Nacht hier nie.«

»Sie haben eine magische Fessel gelegt. Die Menschen schlafen wie bewußtlos. Es ist kein normaler Schlaf. Man hat sie hineingeschickt, die Kraft der Hexe Margareta.«

»Und weshalb passierte uns nichts?«

»Weil ich dagegenhalte. Margareta und ich stammen aus dem gleichen Land. Ich kenne ihre Tricks.«

»Hoffentlich alle.«

»Das wird sich noch herausstellen«, erklärte der rote Ryan.

Er blieb zwar auf der Seite, drückte sich jedoch in den Schatten der Vorgärten, um nicht schon früh erkannt zu werden. Jane suchte mit ihren Blicken die Straße ab.

Sie sah die Dacs!

Die wilde Horde hatte es tatsächlich geschafft, London zu erreichen. Übergroß zeichnete sich die Gestalt des Anführers ab. Sie hatten ihr Ziel noch nicht erreicht, waren aber näher dran als Jane und ihr Begleiter. Und noch jemand hatte das Paradies der Druiden verlassen. Die Hexe. Sie saß auf dem Rücken ihres weißen Hirsches, ohne sich zu rühren. Mitten auf der Fahrbahn hatte sie ihren Platz gefunden und beobachtete die herannahenden Dacs.

Auch der rote Ryan hatte Margareta entdeckt. »Sie arbeiten tatsächlich zusammen«, erklärte er. »Dabei wissen die Barbaren nicht, daß sie nur Mittel zum Zweck sind. Selbst Krischan scheint ahnungslos zu sein.«

»Wer ist das?«

»Ihr Anführer. Der mächtigste unter ihnen, der einen halben Totenschädel auf dem Kopf trägt.«

»Ist er etwas Besonderes?«

»Zumindest erzählt man sich, daß seine Eltern Riesen gewesen sein

sollen.«
»Gibt es die denn auch in Aibon?«
Der rote Ryan lachte. »Du glaubst gar nicht, welche Geheimnisse dieses Land noch birgt.«
»Das merke ich allmählich auch.«
Ihre flüsternd geführte Unterhaltung verstummte, denn sie hatten mitbekommen, daß Bewegung in die Reihe der Dacs geraten war.
Wie die Veränderung einer Inszenierung kamen ihnen die Vorgänge vor, bei der nur der Hintergrund gleichgeblieben war.
Die standen auf der Straße, gingen nicht mehr weiter und bildeten mit ihren Körpern eine Mauer. Sie konnten direkt auf das Haus der Sarah Goldwyn schauen, das ebenfalls im Dunkeln lag, wie auch die anderen Bauten in der Straße.
Margareta ritt an.
Der Hirsch bewegte sich lautlos über den Asphalt. Seine Beine führten grazile Bewegungen durch. Die Hufe schienen den Untergrund kaum zu berühren.
Jane fand es als außergewöhnlich, ihm so zuschauen zu können.
Zügel benötigte die Hexe nicht. Sie lenkte und dirigierte ihr Reittier allein mit den Schenkeln und den Füßen.
In einem rechten Winkel drehte sie nach links ab, um auf das Haus der Sarah Goldwyn zureiten zu können. Im Vorgarten traf sie mit Krischan zusammen.
»Sie haben sich zusammengetan, um beide das zu holen, was Margareta will.« Er winkte heftig. »Komm, wir müssen uns beeilen. Wir dürfen keinesfalls zulassen, daß sie das Haus betreten.«
»Weshalb greift John nicht ein?«
»Er stand nicht unter dem Schutz meiner Gegenmagie.«
»Dann glaubst du, daß er ausgeschaltet worden ist?«
»Ich will es zumindest nicht hoffen.«
»Ich würde darum beten, daß er nicht hier ist.«
Der rote Ryan hatte die Worte nicht mehr gehört. Er war schon zu weit entfernt. Auch als er schneller lief, vernahm Jane kein Geräusch. Die Dacs hatten sie noch nicht gehört. Sie standen auch weiterhin als kompakte Mauer aus Leibern auf der Fahrbahn. Jane und der rote Ryan duckten sich hinter den Stämmen der Bäume, die glücklicherweise breit genug für sie waren.
In halber Rufweite vom Ziel entfernt blieb der rote Ryan stehen.
Seinen Rücken hatte er gegen einen Baumstamm gepreßt, eine schräge Haltung eingenommen und blickte dorthin, wo sich Margareta und Krischan eingefunden hatte.
Sie standen nun dicht vor der verschlossenen Haustür, die für einen Krieger wie Krischan kein Hindernis sein durfte.
Janes Atem streifte den Nacken des roten Ryan. Er drehte sich nicht

zu ihr um. Sie sah jedoch, daß er sein Instrument in der rechten Hand hielt und das Mundstück langsam an die Lippen führte.

Gleichzeitig bewegte Krischan seine mächtige Keule. Er schwang sie zurück, dann wieder vor und hob den Arm mit der Waffe.

In diesem Augenblick blies der rote Ryan in seine Flöte, und die ersten Töne wehten durch die Stille der Nacht…

***

Krischan hatte zuschlagen wollen, als er die Laute vernahm. Sein rechter Arm schien zu Eis geworden zu sein, er schlug nicht weiter, schaute nach links und sah das blaß gewordene Gesicht der dunkelhaarigen Margareta. Auf ihren Zügen zeichnete sich Staunen und Erschrecken ab. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie glaubte, Aibon hinter sich gelassen zu haben, diese Melodie aber konnte nur einer spielen.

»Der rote Ryan ist hier!« hauchte sie und wurde unruhig. Ein Zeichen, daß sie ihn nicht mochte oder sich sogar vor ihm fürchtete.

Auch der Barbar wußte Bescheid. Er hatte den roten Ryan nie gesehen, aber über ihn wurde auch im anderen Teil des Landes gesprochen. Man erzählte sich legendenhafte Geschichten von seinen Kräften, die er durch die Melodien aufbauen konnte.

Der Arm mit der Keule sank im Zeitlupentempo nach unten. Auch die Hexe drehte sich um. Beide wollten nicht so reagieren, aber die gespielte Melodie zwang sie förmlich dazu.

Sie drehten sich um.

Auf diese Bewegung hatte der rote Ryan nur gewartet. Bisher hatte er in Deckung gestanden, nun löste er sich und kümmerte sich auch nicht um seine Begleiterin, denn das war seine Sache.

Er ging nicht sehr schnell, setzte seine Schritte abgezirkelt und sehr genau. Jede Bewegung wirkte wie einstudiert und paßte zu der gespielten Melodie. Seine Fingerspitzen bewegten sich über die Oberseite der grünen Flöte hinweg, berührte die Löcher, machte sie frei, tippte die Spitzen wieder darauf, so daß er die unterschiedlichen Töne und Melodien produzieren konnte.

Eines hatte sich im Gegensatz zur Aibon-Musik verändert. Die Melodien klangen längst nicht mehr so träumerisch, fröhlich oder einschmeichelnd, sie besaßen nun eine gewisse Aggressivität und sogar einen Willen zum Angriff.

Der rote Ryan dokumentierte mit seinen gespielten Weisen, daß er die Konfrontation wollte.

Die Dacs regten sich nicht. Sie blieben vorläufig auf der Straße als stumme Zuschauer.

Aber Margareta mußte etwas tun, ob sie wollte oder nicht. Die Melodien zwangen sie einfach dazu. Sie drehte sich mit den trägen

Bewegungen einer allmählich in Form kommenden Tänzerin um.

Auch der Hirsch auf der Straße stand nicht mehr still. Sein Kopf zitterte, als er seiner Herrin zunickte, als wollte er sie begrüßen.

Jane Collins war zurückgeblieben. Noch benutzte sie einen Baumstamm als Deckung. Sie dachte sorgenvoll über Lady Sarah, John Sinclair und auch Suko nach. Die Gedanken verwischten schnell, weil sie die weiteren Ereignisse gefangennahmen.

Der rote Ryan führte Margareta regelrecht vor. Dem Spiel seiner Flöte konnte sie nicht entwischen. Die Melodien gingen ihr unter die Haut und veränderten ihre Verhaltensweisen.

In ihrem engen, langen Kleid wirkte sie wie eine indische Tempeltänzerin, und so bewegte sie sich auch.

Sehr stark in den Hüften, die Arme schwangen vor und zurück, die Hände drehten sich ebenfalls und bildeten Kreise, die sie mit den Fingern laufend in der Luft nachzeichnete.

Sie mußte gehorchen! Die Melodie zwang sie dazu. Sie konnte nicht anders, der rote Ryan führte sie vor.

Auch er zog seine Schau ab. Er blieb nicht starr auf dem Fleck, sondern schwang seinen Körper im Rhythmus der von ihm produzierten Melodien. Er beugte sich vor, richtete sich wieder auf, drehte den Kopf und damit auch sein Instrument.

Die Melodien schwangen schrill in die Finsternis. Mal klangen sie traurig, mal hart und brutal, dann wieder etwas sanfter, so daß sich die Hexe während des Tanzes ein wenig ausruhen konnte. Ryan war der Fakir, sie die Schlange.

Längst hatte sie den schmalen Weg verlassen und schritt durch den Vorgarten, wo ihre Füße tief in der weichen Erde versanken. Bodendecker störten sie nicht, mehr die blattlosen Zweige der Büsche.

Sie griffen wie krumme Fingernägel nach ihr.

Margareta ging weiter.

Ihr Gesicht blieb nicht unbewegt. Auf dem spiegelten sich die Gefühle wider. Sie standen in einem krassen Gegensatz zueinander.

Auf der einen Seite wollte sie dem Befehl nicht nachkommen, auf der anderen aber mußte sie gehorchen.

Und so schritt sie noch weiter auf den roten Ryan zu, der die Melodie vom Tempo her verändert hatte.

Wesentlich schneller spielte. Lockte sie noch stärker, führte sie regelrecht vor, und Margareta gehorchte noch immer. Der rote Ryan und damit auch das Land Aibon hielt sie fest in seinem Bann.

Jane blickte zu ihrem Reittier hinüber. Der Hirsch stampfte auf der Stelle. Er zitterte noch immer, auch sein Geweih strahlte einen fahlen Glanz ab. Manchmal schabte er über den Untergrund. In den Augen lag ein dunkles Licht.

Die Dacs griffen nicht ein. Selbst Krischan, der mächtige Anführer,

hielt sie zurück. Allein die Melodien mußten für diese Starre gesorgt haben.

Nur Margareta ging. Der rote Ryan hatte Jane sein Vorhaben nicht erklärt.

Sie wußte nur, daß er mit dieser Hexe abrechnen wollte, über Details hatte er nicht gesprochen.

Noch immer wehten Margareta die Töne entgegen. Ihre Lautstärke hatte sich abermals verändert. Sie schwangen nicht mehr so stark nach, jetzt erinnerten sie mehr an schrille Pfiffe, die man ausstieß, um seinen Hund herbeizulocken.

Margareta bekam die ersten Schwierigkeiten, die Klänge mußten sie wie Messerstiche verletzen, denn mehr als einmal beugte sich die Hexe vor, als hätte ihr jemand einen Schlag in den Magen gegeben.

Genau das wollte der rote Ryan. Er wollte ihr allein beweisen, daß er die Macht über sie besaß, daß Aibon für ein Wesen wie sie einfach gestorben war.

Wenn sie ein Bein vorsetzte, ging sie nicht mehr, da glich schon jeder Schritt einem Taumeln. Sie erreichte die seitliche Abgrenzung des Vorgartens, wo Sarah Goldwyn eine Hecke gepflanzt hatte. Dahinter und auf dem Gehsteig stand Ryan und wartete.

Die Hecke zu übersteigen, schaffte sie nicht mehr. Margareta blieb mit einem Fuß im dichten Gestrüpp hängen und verlor das Gleichgewicht.

Sie fiel. Aber nicht schnell, sondern kippte sehr langsam dem Boden entgegen.

Bäuchlings blieb sie liegen, das Gesicht in den Schmutz gepreßt.

Der Haarknoten im Nacken hatte sich gelöst, und die dunkle Flut bekam freie Bahn. Sie bedeckte ihren Kopf wie ein Vlies.

Triumph leuchtete in den Augen des roten Ryan. So hatte er es haben wollen. So und nicht anders. Margareta vor seinen Füßen liegend, das Gesicht in den Dreck der Straße gepreßt.

Er beugte sich tiefer. Die Spitze der Flöte zielte auf den Rücken der Hexe.

Ryan spielte weiter. Leiser, verhaltener, Klänge, die trotzdem ihre Wirkung nicht verfehlten, denn durch die Gestalt der Hexe ging ein Ruck. Zuerst spreizte sie die Arme ab, winkelte sie danach an und stemmte ihre Handflächen gegen den Boden, um sich besser in die Höhe drücken zu können.

Sehr langsam schraubte sich der Oberkörper so weit nach oben, daß sie knien konnte.

In dieser Haltung blieb sie. Die Arme hingen nach unten. Die längeren Spitzen der Fingernägel streiften über den Belag des Gehsteigs. Sie pendelte nur mehr. Immer gleichförmige Bewegungen, weil das Spiel sich auch nicht veränderte.

Bis zu dem Zeitpunkt, als der rote Ryan sein Mundstück blitzschnell herausnahm.

Stille trat ein!

Nichts war zu hören. Auch Jane – nach wie vor Zuschauerin – mäßigte ihren Atem.

Die Hexe hob den Kopf. Schmutz klebte auf ihrem Gesicht. Zahlreiche weiße Stellen hatten einen grauen Schimmer bekommen, und der rote Ryan nickte ihr zu.

»So sehen wir uns wieder, Margareta!«

Sie hob den rechten Arm. Nicht, um damit auf den roten Ryan zu schlagen, sie wollte nur durch ihr Gesicht wischen und einen Teil des Staubes entfernen. Daß sie ihn dabei noch mehr verschmierte, wurde ihr nicht bewußt.

»Du bist mir gefolgt!« Die Stimme klang müde. All ihre Überheblichkeit war zerbrochen wie altes Glas.

»Ja, das mußte sein.«

»Weshalb?«

»Ich konnte nicht zulassen, daß du die Verhältnisse in Aibon ver änderst. Es gibt bei uns zwei Lager. Das Paradies und die Hölle. Ich will nicht, daß das eine in das andere hineinreicht. Aibon hat über Tausende von Jahren geschlafen. Erst in letzter Zeit ist es erwacht und hat einigen Menschen seine Geheimnisse preisgegeben. Vielleicht haben sich gewisse Kräfte deshalb ausgerechnet, etwas verändern zu können und Grenzen ineinanderzuschieben. Das alles weiß ich nicht genau, ich habe dafür zu sorgen, daß eine Mörderin nicht ungestraft weiter töten kann. Ich schwor mir, deine Pläne zu vereiteln, und das werde ich auch tun, Margareta. Du hast dir die Dacs auf deine Seite gezogen, ich bin allein und besitze nur mein Instrument.« Er hielt seine Flöte als Zeichen des Sieges dicht vor ihre Augen. »Mehr besitze ich nicht. Aber in ihr steckt die Kraft des Landes Aibon, das Menschen einmal als das Fegefeuer angesehen haben. Es entstand bei der großen Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse. Nicht alle Verräter des Himmels fielen der ewigen Verdammnis zum Opfer. Einige von ihnen landeten in einem Zwischenreich, das erst durch die alte Druidenmagie erforscht werden konnte. Aus den Engeln wurden Elfen, Feen und Trooping-Fairies. Es entwickelten sich Gnome, Trolle, eine völlig andere Natur, eine Flora und Fauna, die wunderbar zusammen lebte und das Wort Fegefeuer Lügen strafte. Das andere Aibon blieb außen vor, und so soll es weiterhin sein.«

Margareta hatte sehr genau zugehört. Langsam hob sie den Kopf und schaute von unten her in das Gesicht des rothaarigen Mannes.

Sie schüttelte den Kopf, ihre Lippen zuckten. »Du hast dir zuviel vorgenommen. Ich werde nicht aufgeben. Ich stehe dicht vor dem Ziel und brauche nur die Tür aufzustoßen, um an den Dunklen Gral zu

gelangen, der sich unbewacht in diesem Haus befindet. Meine Magie hat getroffen. Die Menschen hier schlafen, nur ist es kein natürlicher und normaler Schlaf. Ich habe sie durch meine Hexenmagie in diesen Zustand versetzt, und ich werde Krischan den Befehl geben, die Tür aufzubrechen.«

»Nein, nie!«

»O doch, Ryan. Du hast mich verfolgt, um mich zu töten. Aber hier ist nicht Aibon. In dieser Straße herrsche ich. Vielleicht hättest du weiterhin auf deiner Flöte spielen sollen, du hast pausiert und mir damit eine Chance gegeben.«

»Welche?«

Sie griff blitzschnell zu.

Jane hatte es kommen sehen. Sie hatte auch vorgehabt, den roten Ryan zu warnen, sich dann nicht getraut. Wenn er nicht spielte, besaß er nicht die Kontrolle.

Die Finger der Hexe umkrallten sein rechtes Bein. Kraftvoll riß Margareta den roten Ryan um, der mit dem Hinterkopf hart zu Boden schlug und sich herumwälzte.

Sie aber sprang auf die Füße. »Jetzt!« schrie sie Krischan zu.

»Schlag die Tür ein.«

Da handelte Jane Collins. Mit zwei, drei Sätzen hatte sie den weißen Hirsch erreicht und sprang auf den Rücken des Tieres, um sich am Geweih festzuklammern.

»Noch nicht, Margareta!« schrie sie. »Noch hast du nicht gewonnen!«

Dann ritt sie an!

***

Geisterhafte Wesen waren plötzlich da, die ihre Arme ausbreiteten und den Körper auffingen.

Der Fall stoppte.

Dieses abrupte Bremsen bewirkte eine Umkehrreaktion im Kopf des Mannes, der plötzlich einen dermaßen harten Druck hinter der Stirn verspürte, daß ihm beinahe übel wurde.

Suko öffnete die Augen.

Er lag noch immer im Wohnraum der Sarah Goldwyn. Wie er zu Boden gerutscht war, darüber konnte er nichts sagen. Er erinnerte sich nicht an viel.

Da waren die Dacs gewesen, die Hexe auf ihrem Hirsch reitend, der abgebrochene Riese von Anführer und danach das Gefühl, in ein tiefes Loch zu fallen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Er war gefallen und gefallen, bis ihn eben die geisterhaften Wesen, die sicherlich nur in seiner Einbildung existiert hatten, stoppten. Das Zurückschleudern in die ebenfalls schwarze Höhle, der Druck im Schädel, das Erwachen und das Liegen auf dem zum Glück weichen Teppich, dessen Flor an

Sukos Nasenlöchern kitzelte.

Liegenbleiben durfte er nicht. Es ging nicht allein um ihn, auch um Lady Sarah, die auch weiterhin in ihrer unbequemen Lage hing.

Suko richtete sich auf. Er blieb zunächst in einer knienden Stellung, wischte durch sein Gesicht, bekam den Schwindel unter Kontrolle und hatte trotzdem das Gefühl, durch Watte zu tappen, als er Sekunden später die ersten Schritte ging.

Was hatte ihn fertiggemacht? Es war ein Hieb in den Nacken gewesen, kein Kopftreffer. Er war in das Haus gegangen und hatte eine andere Welt betreten, die ihn auffraß und einfach an sich riß, ohne Rücksicht auf Verluste.

Aus, vorbei…

Und jetzt? Er drehte sich vorsichtig um. Wieder fiel sein Blick auf Sarah Goldwyn. Es tat ihm leid, die alte Lady in dieser Lage liegen zu sehen. Er faßte sie unter, hatte Mühe mit ihrem Gewicht und legte sie auf die Couch.

Suko war froh darüber, daß sie weiterhin in diesem Zustand blieb.

Sie wollte nichts mehr mitbekommen, so konnte sie auch nicht in die Auseinandersetzungen mit hineingezogen werden.

Und die würden stattfinden!

Suko ging davon aus, daß noch nichts entschieden war. Er bewegte sich auf das Fenster zu, blieb jedoch auf halbem Wege stehen, weil er eine ungewöhnliche Melodie hörte, die nur von einer Flöte stammen konnte. Er war noch nicht topfit, und sein Gedankenapparat funktionierte nur teilweise. Nach einer Weile erst hatte er herausgefunden, um welches Spiel es sich handelte.

Aibon…

Der rote Ryan, der Flötenspieler, der im Druiden-Paradies eine bekannte Größe war.

Er hier? Wieso? Suko verstand die Welt nicht mehr. »Das kommt davon, wenn man die Hälfte der Zeit verschläft«, murmelte er und lauschte auch weiterhin den Klängen.

Sein Gedankenapparat bewegte sich sehr schwer. Er war noch zu stark eingerostet. Suko fragte sich, aus welch einem Grunde er überhaupt erwacht war?

Die Magie, die ihn in den Zustand der Bewußtlosigkeit geschleudert hatte, mußte seiner Ansicht nach auch weiterhin vorhanden sein. Möglicherweise geschwächt oder durch eine Gegenmagie zurückgedrängt, die unter Umständen der rote Ryan mitgebracht hatte.

Suko ging zum Fenster. Von außen war er nicht zu sehen, aber er konnte hinausschauen, in den Vorgarten hinein und trotz der Dunkelheit noch weiter bis auf die Fahrbahn, wo die Barbaren eine Wand aus Leibern gebildet hatten.

Suko hatte Mühe, die gesamte Szene mit einem Blick zu erfassen.
Er litt noch unter den Nachwirkungen des magischen Überfalls, so nahm er Stück für Stück das Bild in sich auf.
Der rote Ryan hatte die Initiative übernommen. Er spielte auf seiner Flöte und sorgte dafür, daß die verdammte Hexe Margareta nichts mehr anrichten konnte.
Sie war zu Boden gefallen und mußte den Klängen und Melodien des Instruments gehorchen.
Auch die Dacs griffen nicht ein. Sie standen unter einem starken Bann. In ihren Gesichtern bewegte sich nicht einmal ein Muskel. Die Augen blickten starr und kalt. Die Helme saßen unbeweglich wie Kappen auf ihren Köpfen.
Der Inspektor vermißte ihren Anführer. Sollte er schon ausgeschaltet sein?
Das wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Solange Suko nicht sicher war, wollte er daran nicht glauben.
Der rote Ryan spielte nicht mehr. Statt dessen sprach er mit der Hexe, an den Mundbewegungen konnte Suko es erkennen. Verstehen konnte er leider nichts.
Er zog sich wieder zurück. Sein Plan stand fest. Er würde dem roten Ryan zu Hilfe eilen, und ihm fiel ein, daß sich eine sehr wichtige Waffe noch im Flur befand.
Einen letzten Blick warf Suko durch die Scheibe. Mehr zufällig als bewußt.
Weshalb der rote Ryan fiel, konnte er nicht erkennen. Jedenfalls hatte die Hexe Oberwasser bekommen, sie stand nun auf den Beinen und rief ihre Befehle.
Eine Person hatte sie wohl nicht damit gemeint. Jane Collins huschte über die Straße und sprang auf den Rücken des weißen Hirschen. Suko wußte überhaupt nichts mehr. Für ihn war nur wichtig, daß er aus dem Haus kam und draußen eingriff.
Er huschte in den Flur, sah den Gral, bückte sich, um nach der Waffe zu greifen, als ihn ein Donnerschlag davon abhielt.
Suko drehte den Kopf. Die Haustür zitterte unter dem mächtigen Aufprall noch nach, als sie bereits von dem zweiten durchgeschüttelt und fast aus den Angeln geschleudert wurde.
In der Mitte war das Holz ebenfalls halb zersplittert. Dort erschienen wie die Stacheln eines Igels die Rückseite der Keule, mit der Krischan zugedroschen hatte.
Sein Weg zum Gral war frei!

***

Mit dem Eingreifen der Detektivin hatte selbst Margareta nicht gerechnet. Sie fuhr auf der Stelle herum und starrte die Frau an, die

ausgerechnet auf dem Rücken ihres Reittieres hockte.

Jane kannte natürlich das Risiko, das sie auf sich genommen hatte.

Sie allein gegen die Hexe und die Dacs. Das konnte normalerweise nicht gutgehen. Aber sie wollte dem roten Ryan eine Chance geben, sich wieder erholen zu können, und sie fühlte sich in dieser Welt sicherer als zuvor in Aibon.

»Du!« brüllte Margareta. »Wo kommst du her?«

Jane Collins gab ihr keine Antwort. Sie schlug noch einmal die Hacken in die Flanken des Tieres und drückte den Schädel nach unten.

Das Hirschgeweih zeigte direkt auf die unbeweglich dastehende Hexe, die in einer Geste der Verzweiflung die Arme ausbreitete.

Sie wurde erwischt. Damit ging Janes Plan voll und ganz auf. Das Geweih wuchtete gegen den Körper der Hexe, als wollte es ihn aufspießen.

Es geschah nicht, weil es keine Spitzen besaß, aber Margareta flog zurück und geriet beinahe noch unter die Hufe des Hirschs. Jane ritt weiter.

Sie hatte alles auf eine Karte gesetzt und wollte jetzt nicht aufgeben. Ihr nächstes Ziel war Krischan.

Schon einmal hatte er gegen die Tür geschlagen, zu einem zweiten Keulenhieb wollte ihn Jane nicht kommen lassen. Sie war bereits nahe genug an ihn herangekommen, um dies zu verhindern. Nur hatte sie nicht mit der Macht der Hexe Margareta gerechnet.

Sie beherrschte ihren alten Zauber perfekt, und ihr allein gehorchte der weiße Hirsch im Prinzip.

Noch lag sie auf dem Boden, aber sie hatte einen Arm ausgestreckt und schrie eine Zauberformel, die den Hirsch erreichte.

Er stoppte mitten im Sprung!

Davon war wiederum Jane Collins überrascht worden. Sie hatte sich zwar am Geweih festgehalten, der plötzliche Stopp aber schleuderte sie derart hart nach vorn, daß ihr Körper trotz der Griffe rechts an der Flanke des Tieres hinabrutschte.

Jane prallte mit den Hacken zuerst auf und verlor das Gleichgewicht. Auch ihre Griffe hatten sich gelöst. Als sie nachfassen wollte, ging der Hirsch zur Seite, so daß sie ins Leere faßte und sich auch nicht mehr halten konnte.

Dann kamen die Dacs!

Auf Jane machten sie den Eindruck von gewalttätigen Monstren, die sich Menschenopfer holten.

Sie, starrte ihnen entgegen, war irritiert und hörte die Stimme der Hexe aus dem Hintergrund.

»Nein, sie gehört mir!«

Die Dacs verstanden sie seltsamerweise, blieben stehen, knurrten wie auf Mann dressierte Hunde und schauten zu, wie sich Margareta der

Jane Collins näherte.

Sie schritt mit wehenden, gelösten Haaren dahin und malte Zeichen in die Luft, die nachflimmerten und einen bläulichen Schein hinterließen. Es waren kaum geometrische Figuren dabei, sondern alte runenförmige Symbole, die auch in der Keltenmagie eine Rolle spielten.

Plötzlich umtanzte grünes Licht die Detektivin. Keine Flammen, mehr Blitze, die sich innerhalb weniger Augenblicke zu monströsen Wesen veränderten und sich ebenso schnell zurückverwandeln konnten.

Jane wußte nicht, was sie unternehmen sollte. Sie war noch zu schwach, um einen starken Gegenzauber aufzubauen. Okay, sie besaß Hexenkräfte, nur konnte sie diese leider nicht kontrolliert einsetzen, außerdem verhinderte dies der starke Zauber ihrer Feindin.

Jane kam sich vor wie in einem Käfig, dessen starke Kraft sie nicht aus dem Klauen ließ.

Margareta näherte sich ihr mit gezielt langsam gesetzten Schritten, weil sie die Qual genießen wollte. Obwohl sich Jane Collins auf die Hexe konzentrierte, bekam sie noch mit, daß sich die Mauer der Dacs auflöste und sich die Krieger dorthin begaben, wo der rote Ryan versuchte, sich wieder aufzurichten.

»Nun?«

Sie hörte Margaretas Stimme, als würde die Frau durch eine Glaswand getrennt zu ihr sprechen.

Jane drehte sich qualvoll. Sie sah das verzerrte Gesicht der Hexe und versuchte abermals gegen den magischen Käfig anzugehen, was ihr wiederum nicht gelang. In ihrem Kopf tobte ein Sturm, der sie schaukeln und taumeln ließ.

»Was willst du?« keuchte sie. »Wenn du mich töten willst, dann laß es uns fair austragen, du…«

»Ja, töten!« Sie lachte, bewegte ihre Finger und flüsterte Worte, die plötzlich zu grünen, langen Flammenarmen wurden und auf Jane zuhuschten.

Sie duckte sich, aber die Flammen trafen sie trotzdem. Sie züngelten an ihr hoch, sie spürte Schmerzen, als wären Hände dabei, ihr die Haut von den Knochen zu reißen, schrie und hörte plötzlich ein wohlbekanntes Geräusch.

Es war der Klang der Flöte, der alles andere überdeckte und dafür sorgte, daß Margaretas aufgebaute Magie radikal zusammenbrach.

Schlagartig verschwand auch der Schmerz.

»Ihr solltet ihn töten!« brüllte sie in Richtung der Dacs. »Ich habe euch befohlen, ihn zu vernichten!«

Die Dacs schafften es nicht. Der rote Ryan war zu stark. Er richtete sich sogar auf, und seine Töne wehten über die Köpfe der Barbaren hinweg.

Im Augenblick stand die Situation auf des Messers Schneide. Jane überlegte zu lange, für was sie sich entscheiden sollte, außerdem hatte sie sich auf die Hexe konzentriert und nicht auf das weiße Fabeltier in ihrem Rücken.

Der Hirsch gehorchte noch immer seiner Herrin. Als Jane den Stoß in den Rücken bekam und auf die Straße geschleudert wurde, prallte sie mit dem Köpf derart hart auf, daß ihr Bewußtsein sekundenlang schwand. Diese Chance nutzte Margareta.

Sie schwang sich auf den Rücken des Tieres, stieß eine Faust in die Luft und brüllte den Dacs zu: »Tötet ihn endlich!«

Dann ritt sie an.

Eine andere Stimme widersprach. »Nein, er wird weiterspielen, Margareta…«

***

Ich verließ die Deckung des Baumstamms nach diesen Worten wie ein Geist und stand plötzlich mitten auf der Fahrbahn, in der rechten Hand das Kreuz haltend und gegen die Hexe gerichtet. Die riß den Hirsch dermaßen hart zurück, daß er auf die Hinterläufe stieg.

Seine Vorderhufe peitschten dabei dicht vor meinem Gesicht vorbei.

»Sinclair!« schrie sie, mehr nicht. Dieses eine Wort, dieser Name sagte alles, was sie für mich empfand.

Blanker Haß!

Und ich stand wie ein Fels. Das Kreuz zeigte gegen sie. Eine grüne Aura umschmeichelte das Silber, da es in die Magie des Landes Aibon geraten war.

»Du hattest es haben wollen, nicht wahr, Margareta? Bitte, hol es dir. Nimm es an dich!«

»Nein, John, sie gehört mir!« rief der rote Ryan. »Mir allein wird sie gehören. Ich habe meinen Freunden in Aibon geschworen, die Mörderin zu vernichten. Den Schwur werde ich halten.« Er ließ sich durch nichts mehr aufhalten, trat auf uns zu und spielte dabei unverdrossen weiter, während die Dacs den Melodien hatten Tribut zollen müssen und sich auf dem Boden wälzten.

Sollte ich sie ihm überlassen? Er merkte meinen inneren Zwiespalt und nickte noch einmal. »Nicht vergessen, John Sinclair. Sie gehört mir. Nur mir allein.«

»Ist gut.«

Ich trat zur Seite und schaute zu, wie die Hexe zum zweitenmal in den Bann der für uns fremdartig klingenden Melodien geriet.

Die Augen des roten Ryan aber glänzten. Er holte durch seine Musik die Hexe immer näher zu sich heran, während er weiter zurückging. Es sah so aus, als wollte er die Dacs erreichen.

Ich hatte vieles mitbekommen, leider nicht alles. Mir war jedoch

aufgefallen, daß Sarah Goldwyns Haustür anders aussah als sonst.

Ein schwerer Gegenstand hatte sie aus den Angeln geschlagen und auch in der Mitte das Holz zerborsten.

Bisher hatte ich den Anführer der Barbaren nicht gesehen. Die halbzerstörte Haustür brachte mich auf die Idee, wo er möglicherweise sein konnte.

Der Gedanke daran gefiel mir überhaupt nicht. Eiskörner rieselten über meinen Rücken. Ich beschleunigte die Schritte, kümmerte mich auch nicht um die stöhnende Jane Collins, ereichte das Tor des Vorgartens und kletterte drüber.

Noch wenige Schritte bis zur Tür.

Eine orkanartige Explosion wischte über meinen Körper hinweg.

Es ging so schnell, daß selbst mein Kreuz wertlos war. Ein gewaltiger Schatten fegte aus dem Haus und direkt auf mich zu. Er war so schnell, daß ich nicht mehr ausweichen konnte.

Wir prallten zusammen.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, abzuheben und in den Himmel hineinkatapultiert zu werden. Eine urwelthafte Gewalt schleuderte mich so hart herum, daß ich den Bumerang verlor, was ich nur mehr am Rand mitbekam. Selbst das Kreuz rutschte aus meinen Fingern, da ich vergessen hatte, die Faust härter zu schließen.

In den ersten Augenblicken nach diesem wahnsinnigen Angriff kam ich überhaupt nicht zurecht. Mir ging erst ein Licht auf, als mich jemand wie ein nasses Handtuch über den Boden und auf die Mitte der Straße zuschleifte. Zudem sah ich, wie ein Schatten in meinem Blickfeld auf- und niederschwang.

Es war die gewaltige Barbarenkeule, und mir wurde bewußt, daß ich mich in den Pranken des mörderischen Barbarenchefs befand…

***

Suko wußte sehr genau, wer da auf diese ungewöhnliche und brutale Art und Weise Einlaß begehrte. Und er fragte sich, ob er gegen dieses Monstrum tatsächlich ankam.

Gral oder Stab?

Die Entscheidung mußte blitzschnell erfolgen, denn einem dritten Schlag hielt die Tür nicht stand. Sie polterte in den Flur, schlug krachend auf, und noch in der gleichen Sekunde stürmte geduckt dieser massige Körper des Urmenschen in das Haus.

Er hatte im Flur kaum Platz, um richtig ausholen zu können. Doch ein leichter Schlag mit der Keule hätte einen Menschen töten können. Das wußte Suko und handelte. »Topar!«

Er schmetterte Krischan das magische Wort entgegen, daß die Zeit für fünf Sekunden anhielt und jeden Zuhörer erstarren ließ. Nur der Besitzer des Stabes konnte sich bewegen.

Der Riese erstarrte.
Auch seine Keule bewegte sich nicht, »stand« auf dem Boden.
Fünf Sekunden hatte Suko Zeit, sich etwas zu überlegen. Er wollte das Monstrum entwaffnen. Den Stab hatte er verschwinden lassen, umklammerte den rechten Arm in Höhe des Handgelenks und drehte es herum, wobei er gleichzeitig versuchte, die Finger des Mannes so zu öffnen, daß die Waffe aus der Handfläche hervorrutschte.
Das schaffte er nicht!
Der heiße Schreck durchfuhr den Inspektor, denn so etwas war ihm noch nie zuvor passiert.
Sosehr Suko sich anstrengte, er bekam die Faust nicht geöffnet.
Krischan stand im Flur wie ein versteinerter Götze, und die Zeit rann…
Schweißnaß trat Suko zurück. Aus Erfahrung wußte er, wann die fünf Sekunden vorbei waren.
Sie waren um.
Die beim Ruf gestoppte Bewegung des Barbaren wurde fortgeführt. Es war ein verdammter Schlag gewesen, der Suko von den Beinen gerissen hätte. Nur lag er diesmal am Boden, so daß die Mordkeule über seinen Schädel hinwegwischte, gegen die Wand hämmerte und dabei noch zwei alte Bilder zertrümmerte.
Der nächste Hieb würde besser treffen, denn Krischan hatte sich gedreht und starrte sein Opfer an.
Auf seinem Kopf leuchtete bleich der halbe Totenschädel. Das Ledergesicht bildete eine widerliche Fratze. Der ganze Kerl war nicht mehr als eine Ausgeburt der Hölle.
Suko schoß.
Er hatte blitzschnell seine Waffe gezogen. Die Silberkugel fegte am Gesicht des Barbaren vorbei und zertrümmerte den Totenkopf auf seinem Schädel.
Er löste sich in zahlreiche Splitter auf, die in alle Richtungen wegflogen.
Den zweiten Schuß konnte Suko nicht mehr abgeben. In das Heulen des Barbaren hinein erwischte ihn dessen Fußtritt dermaßen wuchtig am rechten Handgelenk, daß er die Waffe nicht mehr halten konnte und sie ihm aus den Fingern geprellt wurde.
Sie prallte gegen die Wand, fiel zu Boden und blieb zu weit von Suko entfernt liegen.
Er wälzte sich herum, drehte dem Barbaren sogar den Rücken zu, mußte es tun, um den Gral fassen zu können.
Krischan schlug in dem Moment zu, als ihm Suko den Gral entgegenhielt. Plötzlich verließ ein Brüllen das Maul des Barbaren. Was er in der plötzlich leuchtenden Kugel gesehen hatte, konnte er nicht sagen. Auch Suko sah nur Farbbänder hin- und herhuschen, aber

der Barbar suchte sein Heil in der Flucht.
Er drehte sich auf der Stelle und stürmte wie ein Irrer aus dem Haus, durch den Vorgarten und…
Suko wollte hinterher. Bis zur Tür schaffte er es und blieb stehen, als hätte man ihm einen Schlag mit der Schaufel versetzt.
Der Barbar stand schon auf der Straße. Er hatte sich die beste Geisel besorgt, die man sich vorstellen konnte.
John Sinclair!

***

Mochte er auch sein Leben in einem Paradies verbracht haben, jedes Paradies besitzt Grenzen. Und diese Grenzen waren bei dem roten Ryan erreicht.
Er war ein Stück Aibon. Er konnte hassen, er konnte lieben. Die kalte Rache überwog. Eine Hexe hatte versucht, die Ordnung eines wunderbaren Reiches zu stören und sollte dafür bezahlen.
Sie hatte ihn töten lassen wollen, doch hirnlose Dacs gehörten nicht zu den starken Gegnern des Mannes mit der Flöte. Wenn er seine Melodien erklingen ließ und sie in einer richtigen Tonfolge spielte, setzten sie ihm keinen Widerstand entgegen.
Kurz nach dem Aufflammen war er bereits zusammengebrochen, und dies im wahrsten Sinne des Wortes, denn die Barbaren mit den leeren Körpern Umlagen den aufrecht stehenden roten Ryan wie achtlos fortgeworfene Puppen.
Von ihnen drohte keine Gefahr mehr, auch nicht von der verdammten Hexe Margareta, die sich abermals in seinem Bann befand.
Nur kämpfte sie nun dagegen an.
Hoch auf dem Rücken ihres weißen Hirschen hockend, versuchte sie, ihre sichtbaren Zauber gegen die unsichtbare magische Melodienkette einzusetzen.
Jane Collins hatte sie mit ihren Hexenkräften umweben können, bei dem Mann aus Aibon gelang es ihr nicht. Sie malte die Zeichen in die Luft, sie sprach die alten Zauberworte, aber die hatten keine Gültigkeit mehr, die Kraft der Melodie war derart stark, daß sie die Worte zurück und gegen die Hexe schleuderte.
Aus ihrem Mund drang ein unverständliches Gebrabbel. Die Finger bewegten sich längst nicht mehr so fließend, und aus den Nüstern des weißen Hirschs rann grünes Aibon-Blut, dessen Tropfen auf dem Belag der Straße zerplatzten.
Er ging nicht mehr so leichtfüßig. Um jeden Yard Boden mußte er kämpfen, und das Gewicht der Hexe drückte seinen mächtigen Rücken bereits stark durch.
Der rote Ryan spielte weiter. Mit jedem Ton vergrößerte er die

Qualen und schwächte gleichzeitig Margaretas Widerstandskraft.

Mit nur mehr lahmen Bewegungen versuchte sie, irgendwelche Kräfte freizusetzen, ohne allerdings einen Erfolg damit zu haben.

Die Magie des Paradieses Aibon war stärker.

Plötzlich setzte er die Flöte ab. Genau in dem Augenblick, als Margareta nach vorn fiel und ihre Hände um das Geweih klammerte.

Nur so konnte sie sich halten.

»Und jetzt«, sagte er so laut, daß sie seine Worte gerade noch verstehen konnte, »werde ich dir eine Todesmelodie spielen. Die letzte Komposition ist nur für dich gedacht. Sie dient allein deiner Vernichtung, Margareta. Der Vernichtung einer Mörderin. Noch kannst du denken, deshalb wirst du dich der Opfer erinnern, die durch seine Zauberkraft gestorben sind. Es waren viele, zu viele…«

Sie wollte etwas sagen, doch nur ein Fauchen drang über ihre Lippen, vermischt mit grünem Schaum, der vor ihrem Mund einen sprudelnden Bart bildete.

Sie fiel noch weiter nach vorn, als eine Tonfolge allmählich anschwoll und in Höhen hineinzirkulierte, die ihr körperliche und seelische Schmerzen bereiteten.

Noch hielt sie sich, aber der Hirsch schaffte es bald nicht mehr. Er schwankte, als würden ihn unsichtbare Peitschen foltern.

Sie riß sich zusammen und kämpfte noch einmal gegen die schrillen Töne an. Es klang wie ein schwieriges Gebet, als sie diejenige Person rief, die hinter ihr stand und sie vorgeschickt hatte, um Aibon ganz zu beherrschen.

»Lilith… du oberste Hexe, du erste Hure. Ich will, daß du mir hilfst. Bitte, hilf mir …«

Die Worte stockten. Sie hörten sich an, als hätte sich die Hexe zuletzt noch verschluckt. Die Hände waren bereits vom Geweih abgerutscht und hingen wie Pendel nach unten.

Der rote Ryan spielte weiter. Sein Gesicht blieb dabei unbewegt.

Nur die Finger tanzten über die Flöte hinweg, berührten die Löcher, ließen sie los und bewiesen durch ihre Bewegungen, daß auch eine Todesmelodie virtuos gespielt werden konnte.

Ein langgezogener, fast heulend klingender Laut verließ die Flöte und spielte Schicksal.

Margareta konnte sich nicht mehr auf dem Rücken halten. Sie kippte nach rechts weg, prallte hart zu Boden, wo sie mit dem Gesicht nach unten liegenblieb.

Gleichzeitig durchrann ein starkes Zittern den Körper des weißen Tieres.

Der Hirsch schleuderte den Kopf in die Höhe, als wollte er sein Geweih wegwerfen.

Zugleich brachen seine Augen. Mit den Vorderbeinen zuerst knickte

er ein und blieb, als er zur linken Seite hin gefallen war, tot neben der Hexe liegen.

Sein Fell bekam eine andere Färbung. Über den Körper hinweg flog ein dunkelgrauer Schatten, der sich dort festsetzte, und immer mehr nachdunkelte.

Auch das mächtige Geweih verlor an Härte. Beim Zerbrechen zerknackte es mit derart starken Geräuschen, daß diese selbst das Spiel der Flöte übertönten.

Vielleicht waren es genau die Laute, die Margareta noch einmal mobil machten.

Sie schaffte es unter starken Qualen, sich wieder in die Höhe zu drücken und blieb in der Haltung wie ein schräggestelltes Brett.

Über die Flöte hinweg schaute der rote Ryan in das Gesicht der Widersacherin.

Es sah furchtbar aus. Die Haut war so gut wie nicht mehr vorhanden. In langen Streifen war sie nach unten abgerissen worden. Eine dichte, graugrüne Masse drückte von innen nach außen und zerstörte noch mehr die Haut.

Wieder bildete der Mund eine schaumige Blase, die gerade noch ein Wort formulieren konnte.

»Lilith…«

Ryan ließ seine Flöte sinken. Er spielte nicht mehr, dafür lachte er laut. »Was willst du mit ihr? Sie kann dir nicht helfen. Sie ist in ihrem Reich geblieben…«

Margareta rollte sich auf den Rücken. Ihre Hände legte sie flach auf den Boden, winkelte die Arme an und zog die Hände nach. Eine grüne Schleimspur blieb zurück.

Der rote Ryan führte wieder die Flöte an die Lippen. Diesmal intonierte er wiederum eine andere Melodie. Stoßweise wehten die Töne heran, mal laut, mal klagend.

Und wieder beherrschte ein magisches Phänomen die Szene. Als wären die Klänge sichtbar geworden, so baute sich plötzlich eine halbrunde Kuppel auf, die wie ein Dach die Hexe, den Hirsch und auch die zerstörten Dacs sowie den roten Ryan umfingen. Er hatte nichts dem Zufall überlassen und seinen Abgang genau geplant.

Das Dach, zunächst spärlich feuchtend, bekam einen regelrechten Farbschock. Derart intensiv konnte nur das Grün des Landes Aibon leuchten, das sich mit dieser kräftigen Farbe verabschieden wollte.

Noch einmal spielte Ryan. Er schaute nach links und wirkte wie jemand, der aus einer tiefen Trance erwacht. So ähnlich war es auch.

Er hatte sich nur mehr um seine Probleme gekümmert, nicht um die der anderen.

Ein unglaublicher Vorgang zeichnete das Bild der Straße. Eine Mischung aus Horror, Kampf und Überlebenswillen, bei der nur einer

Sieger bleiben konnte.
Wie ein Wurfgeschoß raste ein Gegenstand quer über die Fahrbahn und direkt auf den magischen Schutzschirm zu, in den er explosionsartig hineinschmetterte…

***

In den Händen dieses gewaltigen Monstrums war John Sinclairs Leben keinen Cent mehr wert. Das wußte auch Suko, der diese Bestie ebenfalls kennengelernt hatte.
Sein Blick erfaßte noch etwas.
Dicht vor der Tür lagen zwei Dinge.
Zum einen das Kreuz, zum anderen der Bumerang. Beides hatte John Sinclair verloren.
Daß der Barbar den Geisterjäger erschlagen wollte, stand für Suko fest. Die Entfernung zwischen den beiden Freunden war bereits zu groß, als daß Suko noch effektiv hätte eingreifen können. Er mußte eine andere Möglichkeit finden.
Sein Blick saugte sich an dem Bumerang fest. So wie die silberne Banane auf dem Boden lag, sah sie harmlos auf. Nicht nur Suko wußte, welch explosive Kraft in dieser gewaltigen Waffe steckte, wenn sie richtig eingesetzt wurde.
Zwei Yards höchstens lag sie entfernt. Eine lächerlicher Distanz, die Suko mit einem Sprung überwand und die silberne Banane an sich riß. Er richtete sich auf, blieb leicht gebückt stehen, auch breitbeinig und sah, daß der Barbar sich sein Opfer wie ein Pedant zurechtgelegt hatte.
John lag auf dem Bauch, den rechten Arm angewinkelt und vorgestreckt. Er konnte sich nicht rühren, weil der Barbar mit dem Ledergesicht und dem mörderischen Maul schwer wie ein Klotz auf dem Rücken des Geisterjägers hockte.
Die Keule hielt er jetzt mit der linken Hand umklammert, die rechte stach wie die Verlängerung eines Stützbalkens in Johns Nacken und preßte sein Gesicht gegen den Asphalt.
Der Barbar hob die Keule.
Ein furchtbares Instrument, wie Suko trotz des blassen Lichts erkennen konnte.
Er schrie!
Ein brüllender, donnernder Ruf fetzte dem Barbaren entgegen und lenkte ihn für einen Moment ab.
Krischan hob den Kopf.
Darauf hatte Suko gewartet.
Wieder fegte ein Schrei aus seinem Mund. Diesmal aber, um die Aggressionen abzubauen, die in dem winzigen Augenblick explodierten, als er die silberne Banane auf den Anführer der Barbaren

zuschleuderte und gegen seinen Hals gezielt hatte.
Die nächsten Sekunden entschieden über John Sinclairs Leben. Der Barbar hatte den Kopf noch nicht gesenkt, er starrte Suko an, mußte auch den heranrasenden Bumerang sehen, der sich dabei um die eigene Achse drehte. Krischan wußte mit dieser Waffe nichts anzufangen. Er schaute noch, als er bereits getroffen wurde.
Plötzlich hockte nur mehr der Torso auf John Sinclairs Körper, der Kopf war davongewirbelt, durchschnitt die Luft und wurde wie magnetisch von der grünen Glocke angezogen, die der Rote Ryan durch das Spielen einer bestimmten Melodie geschaffen hatte.
Er raste hinein.
Ein Blitz durchzuckte die Glocke. Der Kopf zerbröselte zu Staub, der in einen Fingerhut paßte.
Gleichzeitig hob der rote Ryan die Hand. Ein Abschiedsgruß, denn er spielte eine Melodienfolge, die dafür sorgte, daß sich ihm seine Welt Aibon eröffnete.
Alles verschwand vor Sukos Augen, nur ein kopfloser Körper blieb zurück, der sich allmählich zur Seite neigte und von John Sinclairs Rücken herab zu Boden kippte.
Suko zitterten die Knie, als er zu seinem Freund ging. Plötzlich war Jane Collins neben ihm. Der Inspektor stellte keine Fragen, er schaute sie nur an und nickte.
»Mein Gott!« flüsterte die Detektivin. »Ich habe keinen Pfifferling mehr für uns gegeben.«
»Ich auch nicht, Jane, echt nicht.« Suko bückte sich und zog seinen Freund in die Höhe.

***

Ich kam erst wieder zu mir, als ich merkte, daß mich jemand auf die Beine stellte, vor mir schwamm etwas Helles. In den nächsten Sekunden entstand das Gesicht meines Freundes Suko.
An meinem Körper tat mir einiges weh, dieser Barbar hatte verdammt hart zugelangt. Im Kopf tuckerten die Schmerzen, aber das alles ließ sich aushalten.
Ich war gerettet, ich lebte.
Dann sah ich Jane. »Du hier?« flüsterte ich.
»Willkommen zu Hause, John.«
»Und Bill?«
»Ist sicherlich schon bei seiner Sheila.« Sie putzte ein paar Tränen aus den Augenwinkeln. Auch sie hatte kaum geglaubt, daß wir es noch schafften.
»Ich hole jetzt die Kollegen«, sagte Suko, sah mein Nicken und mich dann zusammenbrechen.
Er fing mich auf, blieb stehen, lachte und meinte locker. »Keine

Kondition, diese Europäer, keine Kondition.« Dann trug er mich wie ein Kleinkind ins Haus der Sarah Goldwyn…

***

Einen Tag später, am nächsten Abend. Ich war wieder auf den Beinen und hatte mich sogar recht gut erholt. Die Untersuchungen liefen noch, und es war mir gelungen, mich auszuklinken.

Niemandem hatte ich gesagt, wohin ich fahren würde. Auch die Leute, auf die es ankam, wußten nicht Bescheid.

Ich hoffte nur, daß eine bestimmte Person die Tür öffnen würde – und hatte Glück.

»Guten Abend, Sheila«, sagte ich.

Sie zischelte. »John… John?«

»Ja. Darf ich reinkommen? Oder…« Den Rest ließ ich unausgesprochen, ihr war schon klar, was ich meinte.

Sie schaute mich lange an, schüttelte den Kopf und fiel mir in die Arme. »Du dummer, blöder, nein, ich bin die dumme Gans gewesen. Verflixt, John, ich habe es nicht so gemeint. Ich…«

»Okay, Mädchen, okay…« Ich merkte, daß sie weinte. Auch in meiner Kehle hing so etwas nicht Identifizierbares fest. Ich hielt die Augen offen und schaute in das Haus.

Bill stand in der Tür zum Wohnraum, lächelte und wandte sich dann ab. Die Sache hier ging nur Sheila und mich etwas an. Sie war rein privat und ist auch für den Leser hiermit zu

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 566 »Hexenreich«